

Georg Bossong

HISTORISCHE SPRACHWISSENSCHAFT UND EMPIRISCHE UNIVERSALIENFORSCHUNG

[(35) *Romanistisches Jahrbuch* 33 (1982), 17-51]

0. Unbestreitbar ist die romanische Sprachwissenschaft im modernen Sinn als historische Disziplin entstanden¹; unbestreitbar bezog und bezieht sie noch heute ein Grossteil ihrer Kraft aus dieser Wurzel. Es soll daher von vornherein dem Eindruck vorgebeugt werden, es gehe mir im folgenden darum, den historischen Ansatz grundsätzlich in Frage zu stellen; im Gegenteil, die mit seiner Hilfe gewonnenen Ergebnisse sind unerlässliches und unersetzliches Fundament für alles empirische Arbeiten. Allerdings erhebt sich heute, angesichts einer andernorts rasch voranschreitenden methodischen und empirischen Diskussion, gebieterisch die Notwendigkeit, diesen historischen Ansatz neu zu überdenken und ihn dadurch zu relativieren, dass er in grössere Zusammenhänge gestellt und so *aufgehoben* wird; nur so wird sich seine Substanz bewahren lassen.

Das Bewusstsein einer solchen Notwendigkeit bricht sich in der Romanistik derzeit noch zaghafter und langsamer Bahn als in einigen anderen philologischen Einzeldisziplinen. Mit der vorliegenden Arbeit soll ein Anstoss dazu gegeben werden, auch romanische Sprachwissenschaft nicht mehr so zu betreiben, dass man einzelsprachliche Fakten ausschliesslich einzelsprachlich begründet, und auch nicht so, dass die historische Herleitung eines Phänomens bereits für dessen Erklärung gehalten wird. Ohne auf dem so oft gebrauchten (und strapazierten) Begriff des Paradigmas und des Paradigmawechsels² an dieser Stelle allzu sehr insistieren zu wollen, möchte ich doch mit Nachdruck darauf verweisen, dass einige der anderwärts in Gang befindlichen neuen und wichtigen sprachwissenschaftlichen Entwicklungen von der Romanistik nicht länger ignoriert werden dürfen, wenn anders die Gefahr der Musealität gebannt bleiben soll.

Als Universalienforschung bezeichne ich solche sprachwissenschaftlichen Ansätze, in denen einzelsprachliche Fakten als Ausprägungen allgemeiner Gesetzmässigkeiten gesehen werden und in denen so das Verhältnis von Universalem und Partikularem in der Sprache ausdrücklich thematisiert wird.

¹ Die Fakten sind zu allgemein geläufig, als dass hier darauf eingegangen werden müsste. Aus der Fülle der einschlägigen Titel verweise ich nur auf Gauger 1982.

² Vgl. die Anwendung des von Kuhn 1962 geprägten Paradigmabegriffs auf die Geschichte der Linguistik z. B. bei Koerner 1976; vgl. auch Oesterreicher 1977.

Dieser Begriff ist komplementär zu demjenigen der *Typologie*³. Vorab sei hier festgehalten, dass das Erfassen von Universalien die vorherige Aufarbeitung der Partikularien und ihre typologische Klassifikation notwendig voraussetzt. Universalienforschung kann nur empirisch sein.

Die soeben angesprochene Relativierung des historischen Ansatzes ergibt sich aus einer vertieften Reflexion über die spezifische Zeitlichkeit des Universalien und des Partikularen⁴. Die Geschichtlichkeit der Sprache, also die Tatsache ihres Eingebundenseins in den Ablauf der Zeit, hat drei Aspekte, sie prägt sich auf drei Ebenen jeweils unterschiedlich aus: auf den Ebenen des Einzelmenschen, der Menschengruppe und der Menschheit insgesamt. Mit der ersten Ebene ist die sprachliche Ontogenese verknüpft, ein Aspekt, den wir hier nicht weiter verfolgen wollen. Die dritte Ebene ist die phylogenetische; von ihr wird gleich genauer die Rede sein. Für die zweite Ebene fehlt ein entsprechender Ausdruck, und zwar deshalb, weil das Begriffspaar 'Phylo- vs. Ontogenese' der Biologie entstammt, wo die für alle menschliche Kultur konstitutive Zwischenebene nicht dieselbe Relevanz hat; ich schlage den Terminus *Ethnogenese* vor⁵.

Die Geschwindigkeit des Wandels ist auf diesen drei Ebenen extrem unterschiedlich. Dass das Tempo der Ontogenese durch den Rhythmus der Entwicklung des Individuums bestimmt wird, ist unmittelbar einsichtig. Weniger evident ist das Verhältnis von Ethno- und Phylogenese.

Der Rhythmus der Ethnogenese ist das im engeren Sinn historische Element der Sprache; es ist der innerhalb einer gewissen Bandbreite oszillierende Rhythmus dessen, was man als Diachronie zu bezeichnen pflegt. Ethnogenetischer Wandel ist die einzige überindividuelle Form von Sprachveränderung, die der Beobachtung oder Rekonstruktion direkt⁶ zugänglich ist. Ethnogenese ist die Ursache für die unabsehbare Fülle an partikularer Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus.

Phylogenetische Sprachveränderung ist unmittelbar weder zu beobachten noch zu rekonstruieren; sie lässt sich nur mittelbar erschliessen, beispielsweise durch den Vergleich mit den kommunikativ-semiotischen Fähigkeiten anderer Primaten. Die phylogenetische Entwicklung der Sprache verlief (und verläuft) ähnlich langsam wie die biologische Evolution der Arten. In dieser Perspektive gehört die gesamte überschaubare menschliche Sprachgeschichte einer einzigen „Synchronie“ an, so wie, seit einer Zeit, die weit vor dem Auftreten der ersten

³ Die Universalienforschung allgemein hat in den zwei institutionalisierten Grossprojekten von Stanford und von Köln wichtige Kristallisationskerne erhalten; vgl. die *Working Papers on Language Universals* (WPLU) und die *Arbeiten des Kölner Universalienprojekts* (AKUP) sowie Greenberg (Hrsg.) 1978; Seiler (Hrsg.) 1978; Brettschneider/Lehmann (Hrsg.) 1980.

⁴ Der nachfolgend kurz skizzierte Gedankengang verdankt wesentliche Anstösse Lenneberg 1972; vgl. auch schon Bossong 1979a, bes. S. 33f., und Lüdtke 1980, bes. 249.

⁵ Vgl. zu diesem Begriff des 'Ethnos' Humboldt'sche Formulierungen wie „die Vertheilung/ Verzweigung des Menschengeschlechts in Nationen/ in grössere und kleinere Haufen“, Humboldt 1972, S. 230.

⁶ Mit 'direkter Rekonstruktion' meine ich eine Rekonstruktion, die ausschliesslich auf immanent sprachlichen Gegebenheiten beruht.

Hochkulturen liegt, wir alle Glieder der einen Spezies 'Homo sapiens' sind. Die sprachlichen Universalien, das sind eben genau die aus unserer begrenzten Sicht unveränderlich erscheinenden Eigenschaften der Sprache, welche der Phylogenese entstammen⁷. Ebenso wie die ethnogenetisch entstandenen Partikularstrukturen den ontogenetischen Spracherwerb nahezu vollständig steuern, so setzen auch die phylogenetisch bedingten Universalien des menschlichen Sprachbaus aller ethnischen Partikularentwicklung das Mass und die Grenze. Die Sprachen der Völker verwirklichen in je besonderer Weise die eine Sprache der Menschheit⁸.

Die in der romanischen Sprachwissenschaft traditionelle Dominanz der ethnogenetischen Ebene war wissenschaftshistorisch ebenso unumgänglich wie sinnvoll. Sie kann dem Forscher heute indessen nicht mehr genügen. Die systematische Verbindung einer einzelphilologischen, also historischen, ethnogenetischen, am Partikularen orientierten Sprachwissenschaft mit einer universalistischen, also letztlich panhistorisch-evolutionistischen, phylogenetischen Fragestellung⁹ verspricht dann besonders fruchtbar zu werden, wenn die betreffende Einzelphilologie einen so hohen Ausbildungsstand aufweist wie gerade die Romanistik.

Eine solche Verbindung ist einerseits unumgänglich für eine Romanistik, deren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit sich nicht in der Forderung nach möglichst präziser Erfassung der Fakten erschöpft, sich vielmehr auch und gerade auf die Suche nach tieferliegenden Zusammenhängen und allgemeinen Erklärungsprinzipien erstreckt. Angesichts der schon heute beachtlichen Quantität und Qualität von Forschungen über universale Gesetzmässigkeiten geht es nicht mehr an, einzelsprachliche Fakten oder die Fakten einer einzelnen Sprachfamilie allein aus sich selbst heraus erklären zu wollen; das Licht, das aus dem multilateralen Sprachvergleich und den daraus ableitbaren Regularitäten auch auf das Einzelphänomen fällt, ist heute wohl bereits weitgehend für das Erreichen deskriptiver Adäquatheit, in jedem Fall jedoch für die erfolgreiche Annäherung an das Ideal der explanativen Adäquatheit unverzichtbar.

Andererseits bieten gerade die romanischen Sprachen ein besonders privilegiertes Feld zur Anwendung und Überprüfung universalistischer Hypothesen¹⁰. Zum einen sind die romanischen Sprachen zugleich so lange und so gut dokumentiert wie nur wenige andere Sprachfamilien: wir überschauen die Entwicklung, die vom Indoeuropäischen über das Latein bis hin zur

⁷ Es handelt sich ontologisch zweifellos um „angeborene“, nämlich genetisch enkodierte Gegebenheiten. Vgl. in diesem Zusammenhang jetzt den von Bickerton 1981 geprägten Begriff 'bioprogram', der die in vielem missverständliche, im Kern jedoch sicher richtige 'innateness'-Hypothese Chomskys präzisiert.

⁸ Vgl. Roger Bacons of zitiertes Diktum: „Grammatica una et eadem est secundum substantiam in omnibus linguis, licet accidentaliter varietur.“

⁹ Ich trenne ‚Historie‘ und ‚Evolution‘ im Sinne des soeben Ausgeführten als Kurzformeln für ethnogenetischen bzw. phylogenetischen Entwicklungsrhythmus. Die scheinbar statische Panchronie erweist sich von höherer Warte als synchronischer Moment in einem evolutionären Geschehen.

¹⁰ Ähnlich hat sich Harris 1976, S. 1 und 1978, S. V geäußert.

Ausdifferenzierung der in sich vielgestaltigen Einzelsprachen und Dialekte und darüber hinaus zur Herausbildung von Kreolidiomen geführt hat, bei aller Lückenhaftigkeit im einzelnen immer noch besser und länger als in den meisten übrigen indoeuropäischen und nicht-indoeuropäischen Sprachfamilien. Zum anderen ist auch die Qualität und Quantität der vorhandenen Beschreibungen, auf denen universalistische Forschung aufbauen kann, im allgemeinen dem überlegen, was wir in den wenigen anderen Sprachfamilien mit vergleichbarer Überlieferungsfülle und Überlieferungstiefe vorfinden. Die romanischen Sprachen erweisen sich so geradezu als Prüfstein, an dem sich universalistische Hypothesenbildung empirisch bewähren muss.

Ich denke, man darf, aus den genannten Gründen, die Vermutung (oder Hoffnung) hegen, dass die Romanistik durch eine systematische Verknüpfung mit der Universalienforschung für die gesamte sprachwissenschaftliche Forschung erneut in ähnlicher Weise paradigmatisch werden könnte, wie dies in ihrer Geschichte bereits mehrfach der Fall war.

Zur Konkretisierung dieser allgemeinen These soll nun beispielhaft illustriert werden, wie eine Verbindung von Romanistik und Universalienforschung im einzelnen aussehen kann. Ich betone den beispielhaften Charakter dieser Illustration: andere Ansätze sind denkbar, in grosser Zahl; auch können beim gegenwärtigen Forschungsstand nicht alle Einzelhypothesen den Anspruch erheben, empirisch allseits abgesichert zu sein. Im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit liegt der Nachdruck eher auf dem methodologischen Impuls als auf der Präsentation einzelner Forschungsergebnisse, wenn auch diese Präsentation naturgemäss breiten Raum einnimmt. Das Problem, von dem hier die Rede sein soll, ist die morphologische Markierung von Aktantenfunktionen, insbesondere des (direkten) Objekts beim Nomen und beim Verb, und zwar zunächst in markiertheoretischer und sodann in positionstypologischer Sicht.

Empirischer Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist der Untergang der lateinischen Kasusflexion. Der Zusammenbruch dieses Systems ist gewiss nicht allein, vielleicht nicht einmal in erster Linie durch Lautreduktion bedingt. Die Folgen, die sich aus diesem Verlust ergeben, sind vielfältig; sie resultieren aus der funktional-kommunikativen Notwendigkeit, diejenigen Kasusrollen weiterhin unterscheidbar zu halten, die zuvor durch das lateinische Kasussystem unterschieden worden sind. Von besonderer Wichtigkeit ist hierbei die (hier im Zentrum stehende) Differenzierung von Subjekt und direktem Objekt, den beiden syntaktischen Grundkategorien des Satzes.

Die Fragen, die wir uns hierbei gemäss dem soeben Ausgeführten zu stellen haben, kann man in erster Annäherung so formulieren: welche universalen Gesetzmässigkeiten wirken auf die partikuläre Neuentwicklung von Kasus kategorien in den romanischen Sprachen ein? Welche phylogenetischen Faktoren bestimmen die Ethnogenese der romanischen Aktantenmarkierung? Wie gestaltet sich das Zusammenwirken universaler und partikularer Faktoren

im einzelnen? Welche der bisher postulierten Universalien lassen sich auf diesem privilegierten empirischen Feld erhärten, welche müssen revidiert oder verworfen werden? Ergeben sich neue Hypothesen über mögliche Universalien, die dann mit Hilfe des multilateralen Sprachvergleichs auf ihre Tragfähigkeit zu testen wären?

Im einzelnen möchte ich zwei konkreten Fragen nachgehen:

1) der Frage nach der *Qualität* der neuen morphologischen Kategorien: zum Ausdruck welcher Kasusfunktionen werden überhaupt morphologische Kategorien neu gebildet? Welches ist ihre Bedeutungsstruktur, welches ihre morphologische Natur (äquipollente oder privative Oppositionen)? Welches ist, beim Vorliegen privativer Oppositionen, die Verteilung von markiertem und unmarkiertem Oppositionsglied?

2) der Frage nach der *Position* der neuen morphologischen Kategorien: welches ist die Stellung der neuen Gramme zu den Lexemen, auf die sie sich beziehen?

Primär ist also die Frage nach dem Was; erst wenn sie zufriedenstellend beantwortet ist, kann die Frage nach dem Wo überhaupt sinnvoll gestellt werden. Es wird sich herausstellen, dass die neuere Universalienforschung für beide Fragestellungen theoretische Ansätze bereithält.

Für den erstgenannten Punkt ist die sogenannte Markiertheits- oder auch Natürlichkeitstheorie relevant, die in ihren Grundlagen letztlich auf Roman Jakobson zurückgeht und die in jüngster Zeit vor allem von Willy Mayerthaler entscheidend vorangetrieben worden ist¹¹. Dieser Ansatz ist von zentraler Bedeutung für die Universalienforschung. Dass beim Vorliegen privativer Oppositionen die Verteilung von markiertem und unmarkiertem Oppositionsglied aussereinzelsprachlich konstant zu sein pflegt, ist per se bemerkenswert genug; die Bedeutung dieser Tatsache für die empirische Universalienforschung kann kaum hoch genug veranschlagt werden, spiegeln doch die in diesem Bereich sichtbar werdenden universalen Regularitäten einige qualitative Konstanten in der Weltbewältigung des 'Homo sapiens' ganz unmittelbar wider, so zum Beispiel die Egozentrik des die Welt in Schichten aufgliedernden naiven Weltbildes.

Die in dem zweiten Punkt anklingende Frage steht seit Anfang der 70er Jahre bis heute im Zentrum der Universalien Diskussion, seitdem nämlich Greenbergs berühmter Aufsatz von 1963 auf breiter Basis rezipiert und weitergeführt worden ist. Heute gründen sich die Hoffnungen (Illusionen?) auf die Möglichkeit der Errichtung einer holistischen Sprachtypologie nicht mehr so

¹¹ Vor allem in Mayerthaler 1981.

sehr auf die an der Morphologie orientierten Parameter von einst (Flexion, Agglutination, Isolation ...)¹², als vielmehr auf die Stellungsuniversalien, die man aus dem Greenberg'schen Ansatz - manchmal übereilt - geglaubt hat, ableiten zu können. Diese Diskussion ist heute noch voll in Gang; für die Romanistik, die sich bisher noch zu wenig darum gekümmert hat, ist sie ohne Zweifel von zentraler Wichtigkeit, aber sie ist, wiederholen wir es, nicht das Primäre, und schon gar nicht das Einzige, womit sich eine universalistisch orientierte romanische Sprachwissenschaft zu beschäftigen hat. Ich nenne diese ganze linguistische Strömung 'Positionstypologie'¹³.

Wenden wir uns also zunächst der Markiertheitstheorie und dann der Positionstypologie und ihrer Bedeutung für das Problem der nominalen und verbalen Aktantenmarkierung in den romanischen Sprachen im einzelnen zu.

1. Angelpunkt der Markiertheitstheorie ist die Frage: welches der beiden Glieder einer privativen Opposition ist markiert, welches unmarkiert? Beginnen wir mit zwei universalen Regularitäten, die man zunächst als voneinander unabhängige Implikationen formulieren kann, die sich aber bei näherem Zusehen als miteinander zusammenhängende, weil gegenläufige Hierarchien erweisen.

Wenn man die Prämisse akzeptiert, dass, wie ich andernorts näher begründet habe¹⁴, Aktantenfunktionen ebenso gut mittels nomengebundener wie mittels verbgebundener Grammeme markiert werden können, dann gelten in markiertheitstheoretischer Sicht für akkusativische Sprachen die folgenden Implikationen:

$$\begin{array}{l}
 (1) \qquad \qquad \qquad M_S^N \supset M_O^N \\
 \qquad \qquad \qquad \equiv \\
 \qquad \qquad \qquad + M_S^N \wedge + M_O^N \qquad \qquad - M_S^N \wedge + M_O^N \\
 \qquad \qquad \qquad *+ M_S^N \wedge - M_O^N \qquad \qquad - M_S^N \wedge - M_O^N
 \end{array}$$

¹² Ein neue: gewichtiger Beitrag zu dieser traditionellen Thematik ist Vennemann 1982.

¹³ Mir erscheint dieser Terminus adäquater als das übliche „word order typology“ (so zuletzt Comrie 1981), dt. „Wortfolgetypologie“ (so Ineichen 1979). Greenberg selbst spricht ja nicht von 'word order', sondern von 'order of meaningful elements'! Zum theoretischen Status des Positionsbegriffs vgl. Bossong 1979a, 1979b; 1980a.

¹⁴ Vor allem in Bossong 1980 a; vgl. jetzt auch Heger 1982 a.

$$\begin{array}{l}
 (2) \qquad \qquad \qquad M_O^V \supset M_S^V \\
 \qquad \qquad \qquad \equiv \\
 \qquad \qquad \qquad + M_S^V \wedge + M_O^V \qquad \qquad * - M_S^V \wedge + M_O^V \\
 \qquad \qquad \qquad + M_S^V \wedge - M_O^V \qquad \qquad - M_S^V \wedge - M_O^V
 \end{array}$$

In Wahrheit ist die Spiegelsymmetrie, die in diesen Formeln¹⁵, zum Vorschein kommt, insofern nicht ganz perfekt, als es sich bei (2) zwar um ein bislang nicht falsifiziertes, absolutes Universale, bei (1) hingegen nur um ein ‚near-universal‘ handelt, also um eine Tendenz, zu der Ausnahmen zwar sehr selten, immerhin aber belegbar sind. Der Fall $/+ M_S^N \wedge - M_O^N/$ kommt in einer Reihe kuschitischer Sprachen¹⁶ sowie im Altfranzösischen¹⁷ vor, wenn auch, und dies ist beachtenswert, nur jeweils in einem Teil des nominalen Paradigmas: sowohl im Kuschitischen als auch im Altfranzösischen gilt $/+ M_S^N \wedge - M_O^N/$ nur im Singular Maskulinum, während das Femininum dem Typus $/- M_S^N \wedge - M_O^N/$ angehört; zumindest im Afrz. folgt der Plural dem regulären Typus $/- M_S^N \wedge + M_O^N/$; darüber hinaus ist die - ohnehin begrenzte - Distribution $/+ M_S^N \wedge - M_O^N/$ wenigstens im Afrz. nur eine Episode gewesen; der Typus zeigt die hohe diachronische Instabilität, die für sein seltenes typologisches Vorkommen die Ursache ist. Ich sehe in dem Quasi-Universale (1) den eigentlichen Grund für den Zusammenbruch der Zweikasusflexion sowie dafür, dass sich die unmarkierte Form, nämlich der Akkusativ durchgesetzt hat: die Beibehaltung von $/+ M_S^N/$ wäre nämlich laut (1) nur dann plausibel gewesen, wenn sich zusätzlich $/+ M_O^N/$ neu gebildet hätte - eine Entwicklung, die dem Frz. fast völlig fremd geblieben ist.

Wenn man nicht nur die Funktionen S und O berücksichtigt, sondern die Skala oder Hierarchie der Aktantenfunktionen¹⁸ insgesamt mit einbezieht, die man in grober Annäherung und Vereinfachung folgendermassen schreiben kann:

$$\begin{array}{l}
 (3) \qquad \qquad \qquad S > O > IO > OB \\
 \qquad \qquad \qquad [IO: indirektes Objekt, „Dativ“; \\
 \qquad \qquad \qquad OB: Obliquus, z. B. Instrumental, Komitativ]
 \end{array}$$

¹⁵ Ich habe diese universale Gesetzmässigkeit erstmals kurz skizziert in Bossong 1980b, S. 362.

¹⁶ Vgl. hierzu vor allem Sasse 1974; 1981, S. 206.

¹⁷ Unter den neueren Titeln zum Afrz. möchte ich Plank 1979, Mayerthaler 1981, S. 65-85 und Hupka 1982 hervorheben. Vgl. auch Repina 1974.

¹⁸ Man denke an die bekannte Hierarchie der Relativisierbarkeit bei Keenan/Comrie 1977; vgl. Bossong 1982a, S. 227.

dann erweisen sich die Implikationen (1) und (2) als Ausschnitte aus zwei gegenläufigen Markiertheitshierarchien, die man folgendermassen veranschaulichen kann:

(4)

	S	O	IO	OB
M ^N		<		
M ^V		>		

[<: zunehmende Wahrscheinlichkeit positiver Markierung;
>: abnehmende Wahrscheinlichkeit positiver Markierung]

Das heisst, die Wahrscheinlichkeit für ein S, beim Nomen negativ, beim Verb hingegen positiv markiert zu sein, ist sehr gross; bei einem OB ist es umgekehrt. Die Erwähnung von untypischen, weil wenig wahrscheinlichen Fällen mag dies verdeutlichen.

1) Nominale Markierung des Subjekts, die uns aus dem Altindoeuropäischen und mithin auch aus dem Lateinischen so geläufig ist, dass wir sie als Normalfall anzusehen geneigt sind, ist in Wahrheit selten; ich nenne ausserhalb des IE das Georgische sowie das Japanische und das Koreanische als drei der wenigen Beispiele.

2) Verbale Markierung von obliquen Kasusrelationen kennen wir aus dem IE, zumindest bei traditioneller Betrachtungsweise, nicht; es handelt sich um einen nicht sehr häufigen Exotismus, der idealtypisch zum Beispiel in den nordwest-kaukasischen Sprachen (Abchasisch, Tscherkessisch, Ubychisch) realisiert ist.

Die Implikationen (1) und (2) beruhen auf der Gegenläufigkeit der Skalen in (4); daraus kann man die weitreichende Schlussfolgerung ableiten, dass es (absolute oder nahezu absolute) Implikationsuniversalien gibt, die letztlich nicht deterministisch, sondern probabilistisch fundiert sind.

Für das Verständnis dessen, was sich in den romanischen Sprachen abgespielt hat, ist nun die folgende Überlegung von zentraler Wichtigkeit. Es liegt zunächst nahe anzunehmen, die Grenze zwischen /+M/ und /-M/ müsse immer deckungsgleich mit einer Grenze zwischen separaten Aktantenfunktionen verlaufen, also zum Beispiel genau an der Grenze zwischen S und O, so wie das beim lateinischen Verbum der Fall ist (hier gilt /+ M_S^V/ vs. /- M_O^V/). Es gibt

indessen a priori keinen Grund dafür, dass dies immer so sein muss. Man kann sich durchaus vorstellen, dass die Grenze zwischen Markierung und Nicht-Markierung mitten durch eine bestimmte Kategorie hindurchgeht. Eine solche Art von Aktantenmarkierung nenne ich *differenziell*: eine aufgrund einzel- und/oder aussereinzelsprachlicher Gründe als Einheit aufzufassende Kategorie zerfällt morphologisch in zwei Unterklassen, von denen die eine positiv, die andere negativ markiert ist. Eine solche Differenzierung erfolgt, wie gleich näher auszuführen sein wird, in Übereinstimmung mit bestimmten semantischen Parametern; die (grammatische) Semantik der aktantiellen Gramme interagiert hier also mit der (lexikalischen oder auch grammatischen) Semantik der Lexeme, auf die sie sich beziehen; die beiden Ebenen müssen nicht unabhängig voneinander sein.

Theoretisch könnte man nun meinen, dass Differenzierungen bei jeder Aktantenfunktion gleichermassen vorkommen können; die Empirie zeigt jedoch, dass dies nicht der Fall ist, sondern dass eine Funktion gegenüber allen anderen in dieser Hinsicht privilegiert ist: die Funktion O. Vermutlich birgt die Hierarchie (3) auch die Lösung der Frage in sich, warum das so ist: wenn wir den Sammelbegriff OB, dessen Status und interne Beschaffenheit vorerst noch alles andere als klar ist und den eine prätheoretische Intuition ohnehin nicht unter die „eentlichen“ grammatischen Kasus S, O und IO einreihen würde, dann steht O genau in der Mitte der Skala; die Wahrscheinlichkeit, dass die Bereiche von Markiertheit und Nicht-Markiertheit aufeinanderstossen, ist also innerhalb der Kategorie O sehr gross. Wiederum lässt sich diese probabilistische Hypothese umsetzen in ein implikatives Universale:

$$(5) \quad \Delta(M_X) \supset \Delta(M_O)$$

$$\equiv$$

$$+ \Delta(M_X) \wedge + \Delta(M_O) \quad - \Delta(M_X) \wedge + \Delta(M_O)$$

$$*+ \Delta(M_X) \wedge - \Delta(M_O) \quad - \Delta(M_X) \wedge - \Delta(M_O)$$

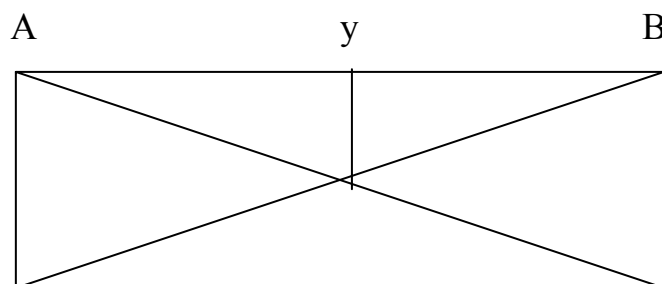
[$\Delta(M)$: Differentialität der Markierung (d. h. morphologische Differenzierung innerhalb einer Aktantenfunktion);
 X: jede beliebige Aktantenfunktion oder Kombination von Aktantenfunktionen ausser O]

Anders gesagt: wenn die Markierung von Aktantenfunktionen überhaupt in Abhängigkeit von der jeweiligen Funktion differenziert wird, dann geschieht dies am ehesten bei O. Die Struktur $- \Delta(M_X) \wedge + \Delta(M_O)$ nenne ich

*differentielle Objektmarkierung*¹⁹ (DOM). DOM kommt in den Sprachen der Welt häufig vor. Ich habe sie bisher in rund 250 Einzelsprachen aus allen Erdteilen und einem annähernd repräsentativen Querschnitt durch die grossen genetischen Sprachfamilien nachweisen können, doch vermutlich liegt die reale Zahl erheblich höher (so konnte Neuguinea, wo schätzungsweise 20% aller menschlichen Sprachen gesprochen werden, bisher noch nicht berücksichtigt werden). Demgegenüber scheint der Typus $/+ \Delta(M_X) \wedge + \Delta(M_O)/$ vergleichsweise selten zu sein, zumindest wenn man sich nur auf nominale Markierung bezieht. Klare Beispiele sind Sprachen mit gespaltener Ergativität nach dem allgemein bekannten Muster des Dyirbal, also vor allem eine Reihe australischer und sinotibetischer Sprachen. In solchen Sprachen ändert sich, wie ich an anderer Stelle genauer ausführe²⁰, nicht nur die Objekt-, sondern zugleich auch die Subjektmarkierung in Abhängigkeit von der semantischen Natur dieser Aktanten. Ob es vereinzelt Belege des Typus $/+ \Delta(M_X) \wedge - \Delta(M_O)/$ gibt, ob es sich also tatsächlich um ein absolutes oder aber „nur“ um ein tendenzielles Universale handelt, vermag ich gegenwärtig nicht mit Sicherheit zu sagen. Es wäre nicht allzu erstaunlich, wenn sich die Implikation, die ja auf probabilistischen Grundlagen ruht, als ‘near-universal’ erwiese; dies nähme ihr nichts von ihrer Bedeutung. Der einzige Kandidat für diesen Ausnahmestatus, der mir gegenwärtig bekannt ist (mit /S/ als /X/), ist das Hethitische²¹, doch bedarf dies noch genauer Überprüfung. In jedem Fall bleibt festzuhalten, dass DOM in den Sprachen der Welt häufig und normal ist.

Die Differenzierung der beiden Kategorien von Objekten erfolgt gemäss bestimmten semantischen Dimensionen. Der Begriff der Dimension ist hier gewählt in Anlehnung an Theorien von Seiler²² und anderen. Nach diesem Modell hat eine Dimension idealiter die folgende Form:

(6)



Dies bedeutet, dass auf einer Skala ein je einzelsprachlich verschiedener Wendepunkt festgelegt ist, an dem die Wahrscheinlichkeit von positiver bzw.

¹⁹ Die folgenden Ausführungen basieren im wesentlichen auf Bossong 1985. Frühere Arbeiten zu demselben Thema sind Bossong 1980c, 1982b, c, d. Andere Autoren, die sich mit diesem Thema unter allgemeinen Gesichtspunkten befasst haben, sind Moravcsik 1978; Comrie 1979, 1981, S.122-129 und 178-193; Lazard 1984.

²⁰ Näheres dazu in Bossong 1982d. Vgl. auch Tschekhoff 1979.

²¹ Vgl. hierzu Laroche 1962; Tschekhoff 1978; Risch 1980.

²² Vgl. u. a. Seiler 1978; 1981.

Nullmarkierung gewissermassen umkippt: die Wahrscheinlichkeit für positive Markierung liegt am Punkt A bei 100%, am Punkt B bei 0%; am Wendepunkt y ist die Wahrscheinlichkeit für positive und negative Markierung gleich gross. Dieses Modell trägt der Tatsache Rechnung, dass in den meisten einschlägigen Sprachen DOM mit einer mehr oder minder breiten Marge an Freiheit angewandt wird; für zahlreiche unverwandte Sprachen wird, unabhängig voneinander, von den einschlägigen Grammatiken auf die scheinbare Regellosigkeit und Willkür im Gebrauch der Objektmarkierung hingewiesen. Die Willkür ist eine scheinbare insofern, als es sich im Einzelfall jeweils nachweisen lässt, dass die freie oder bedingte Alternanz von /± M/ nur innerhalb einer bestimmten, mehr oder minder grossen Zone diesseits und jenseits des Wendepunktes gilt.

Die beiden wichtigsten Dimensionen, die bei der Differenzierung von Objekten eine Rolle spielen, lassen sich wie folgt charakterisieren. Wir haben es einerseits zu tun mit semantischen Eigenschaften, die dem als Objekt fungierenden Nomen inhärieren und die ich deshalb *Inhärenzmerkmale* nenne. Andererseits sind es semantische Eigenschaften, die von der im jeweiligen Sprechakt intendierten Referentialität abhängen und die daher bei mir *Referenzmerkmale* heissen. Im einen Fall wird die Alternanz von positiver und Nullmarkierung paradigmatisch von der Wahl des jeweiligen Nomens bestimmt; im andern Fall sind syntagmatisch Kontext und Situation dafür verantwortlich.

Die Skala der Inhärenzmerkmale (oder Skala der Belebtheit, engl. *animacy*, frz. *humanitude*²³) erweist sich als eine unmittelbare Widerspiegelung der egozentrischen Hierarchisierung des Seienden (*chain of being*), die zweifellos eine phylogenetisch bedingte anthropologische Konstante ist. Man kann diese Skala im einzelnen unterschiedlich gliedern. Eine Form der Inhärenzskala, die sich bei meinen Untersuchungen zur DOM bestens bewährt hat (und die ich jetzt in dem 'predicability tree' von Keil 1979 wiederfinde), sieht folgendermassen aus:

(7) [± deix] > [± propr] > [± hum] > [± pers] > [± anim] > [± discr] > [± concr]

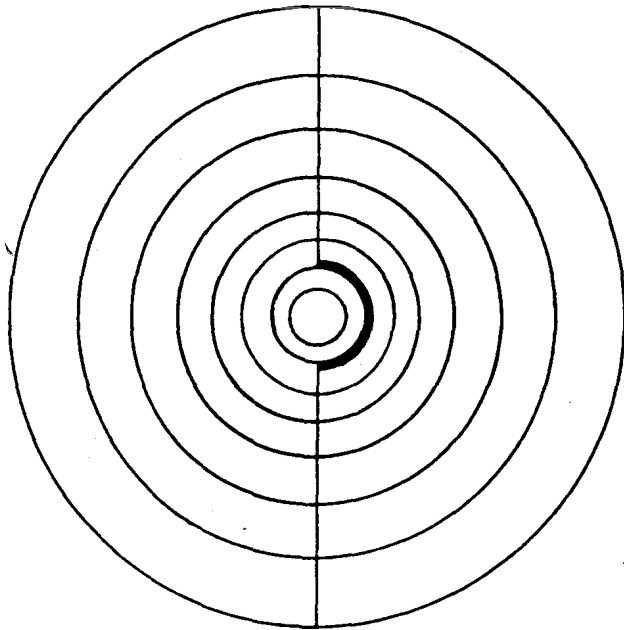
Bezüglich der Referenzskala genügt es im vorliegenden Zusammenhang, einfach das Merkmal [± def] anzusetzen; natürlich sind weitere Differenzierungen möglich, doch soll hier nicht näher darauf eingegangen werden.

In manchen Sprachen spielt nur jeweils eine dieser beiden Dimensionen eine Rolle für die Differenzierung von Objekten, in der Mehrzahl der Fälle übrigens die Referenzskala. Oft sind es indessen beide Skalen zusammen, die in

²³ Dies ist eine der glücklichen terminologischen Neuschöpfungen, die wir Gilbert Lazard verdanken. Vgl. zu der Idee der Inhärenzskala die bekannte, nach dem Linguisten Silverstein 1976 benannte Hierarchie sowie die Komplexitätsdimension in dem Modell von René Thom 1978 und den Prädikabilitätsbaum bei Keil 1979 (vgl. auch Bickerton 1981, S. 253).

wechselnder Mischung für die Trennung der beiden Objektkategorien verantwortlich sind. Es empfiehlt sich daher, die beiden Dimensionen in ein einheitliches Modell zu integrieren. Eine mögliche Visualisierung eines solchen integrativen Modells sieht folgendermassen aus²⁴:

(8)



[Die konzentrischen Kreise symbolisieren die Einheiten der Hierarchie (7), mit [+ deix] als Zentrum; die Mittellinie trennt [+ def] (links) von [- def] (rechts).]

In diesem Modell kommt u. a. die Tatsache zum Ausdruck, dass Nominalsyntaxgamen mit dem Inhärenzmerkmal [+ deix] notwendigerweise zur Referenzzone [- def] gehören. Weiter lässt sich an diesem Modell die 'pragmatische Fundierung' (der Ausdruck nach Bechert 1977) der Markiertheitsverhältnisse bei der DOM unmittelbar veranschaulichen. Handlungen, die einen Agens und einen Patiens als „Mitspieler“ implizieren, lassen sich in dieses Modell als Vektoren eintragen, als Pfeile, die vom Agens zum Patiens reichen. Für solche Vektoren gibt es natürlichere und weniger natürliche Verlaufsrichtungen: „natürliche“ Vektoren verlaufen a) von innen nach aussen (d. h. vom Belebteren zum Unbelebteren) und b) von links nach rechts (d. h. vom Definiteren zum Indefiniteren). Eine Natürlichkeitstheorie morphologischer Kategorien sagt voraus, dass, beim Vorliegen privativer Oppositionen, der Endpunkt eines natürlichen Vektors unmarkiert, derjenige eines weniger natürlichen hingegen markiert ist. Bisher wurde in der Tat noch kein einziges Gegenbeispiel zu der universalen Gesetzmässigkeit gefunden, dass, wenn DOM entwickelt ist, weiter links bzw. weiter innen stehende NP's

²⁴ Graphisch lehne ich mich hierbei an Visualisierungen an, wie sie Heger 1982b verwendet.

markiert, weiter rechts bzw. weiter aussen befindliche hingegen unmarkiert sind. Diese Verteilung morphologischer Markiertheit ist universal; einzelsprachspezifisch ist die Lage der jeweiligen Wendepunkte auf den beiden Dimensionen.

Im Anhang wird eine Tabelle von 30 Einzelsprachen mit DOM gegeben, die in typologischer wie genetischer und arealer Hinsicht breit gestreut sind. Diese Tabelle spiegelt einige Teilergebnisse eines grossangelegten Sprachvergleichs wider, den ich im Hinblick auf DOM betreibe. Durch die Berücksichtigung noch weiterer Sprachen dürften sich zwar manche Einzelheiten, kaum jedoch die Grundzüge des Modells und die daraus folgende Typologie ändern.

Wenden wir uns nun, nach diesem allgemeinen Überblick, dem Problem der Diachronie zu, also der Frage nach der Ethnogenese der DOM in einzelnen Sprachen oder Sprachfamilien.

Es gibt Sprachfamilien, in denen vom Einsetzen der historischen Überlieferung an und darüber hinaus in dem Entwicklungsabschnitt, der uns durch Rekonstruktion zugänglich ist, Objekte stets nur differentiell markiert worden sind. In solchen Familien scheint DOM zu den fundamentalen, diachronischem Wandel nicht unterworfenen typologischen Eigenschaften zu gehören. Das klassische Beispiel für eine solche Sprachgruppe sind die Türk Sprachen. Hier gilt folgendes. 1. In allen Türk Sprachen und Dialekten, von den ältesten Inschriften bis heute, wird der Akkusativ differentiell gebraucht. 2. Formal geht dieser Akkusativ auf eine einzige, leicht rekonstruierbare Grundform zurück. 3. Diese Grundform gilt auch für die mongolischen Sprachen, die sie in derselben Weise verwenden wie die Türk Sprachen. Das Objektgrammem muss also sowohl lautlich-materiell als auch in bezug auf seine Differentialität auf eine Periode enger türkisch-mongolischer Gemeinschaft, wenn nicht gar auf eine gemeinsame Grundsprache zurückgehen.

Weitaus häufiger sind allerdings die Fälle, in denen sich DOM im Verlauf der historisch dokumentierten oder zumindest rekonstruierbaren Sprachgeschichte erst herausgebildet hat. Typischerweise bildet sich DOM in Sprachen, in denen ein älteres nicht-differentielles Kasussystem zusammengebrochen ist. Wenn durch lautliche Erosion die beiden Grundkasus Nominativ und (für jede Art von Objekten gebrauchter) Akkusativ formal zusammengefallen sind, entsteht ein starker funktionaler Druck zur Neubildung grammatischer Kategorien, welche die Unterscheidbarkeit der Subjekt- und der Objektfunktion gewährleisten. Oft ist es so, dass die Neubildung eines Akkusativgrammems bzw. die Übernahme akkusativischer Funktionen durch ein noch bestehendes anderes Kasus-Grammem nicht so erfolgt, dass unterschiedslos alle Objekte gegenüber dem Subjekt markiert würden, sondern nur diejenigen, bei denen die Markierung aus kommunikativ-funktionalen Gründen am zwingendsten geboten ist; und dies ist eben bei solchen NP's der Fall, die aufgrund ihrer inhärenten, referentiellen oder pragmatischen Eigenschaften

natürlicherweise zur Subjektsfunktion prädestiniert wären. Auf den Trümmern des zerstörten Kasussystems wird ein neues errichtet, das zugleich ökonomischer und komplexer ist als das vorangegangene: ökonomischer, weil nur diejenigen Objekte markiert werden, bei denen es nötig ist; komplexer, weil damit eine Differenzierung neu eingeführt wird, die es vorher nicht gegeben hat.

Genau dies hat sich in den romanischen Sprachen abgespielt, und zwar sowohl im nominalen als auch im verbalen Bereich. Das in den romanischen Sprachen neu entwickelte System zur Markierung der primären Aktantenfunktionen unterscheidet sich vom lateinischen vor allem durch die drei folgenden strukturalen Eigenschaften, die eng miteinander zusammenhängen.

1) Beim Nomen ist die im Lateinischen äquipollente Opposition zwischen S und O/IO durch eine privative Opposition ersetzt worden. Der S-Kasus ist beim Nomen heute in allen romanischen Sprachen unmarkiert, der IO-Kasus hingegen in allen Sprachen markiert (entsprechend den Universalien (1) und (4)).

2) In einem kleineren Teil der romanischen Sprachen (Standardfranzösisch, Standarditalienisch) verläuft die Grenze zwischen negativer und positiver Markierung genau zwischen O und IO; im weitaus grösseren Teil der romanischen Idiome²⁵ unterteilt die Markierungsgrenze die Kategorie, O in zwei Unterkategorien: die Objektmarkierung ist differentiell geworden (entsprechend dem Universale (5)).

3) Beim Verbum hat sich zusätzlich zur lateinischen S-Konjugation in fast allen romanischen Sprachen eine O- und IO-Konjugation neu gebildet; auch sie wird differentiell gebraucht, aber nach anderen Gesichtspunkten als die nominale DOM (entsprechend den Universalien (2) und (4)).

4) Nur im Französischen ist eine auch anderwärts zu findende Tendenz zum Durchbruch gekommen, wonach die lateinisch-gemeinromanische S-Konjugation, die nicht differentiell gewesen war, durch eine neugebildete differentielle S-Konjugation abgelöst worden ist; dies steht nicht im Gegensatz zu dem Universale (5).

Es ist unmöglich, im Rahmen dieses Beitrags auf all diese Punkte gleich ausführlich einzugehen. Von 1) war oben bereits kurz die Rede. Wiederholen wir, dass sich $/+ M_S^N /$ in der Galloromania am längsten gehalten hat, dass aber der primär lautlich bedingte Wandel $/+ M_O^N / \rightarrow /- M_O^N /$ wegen des Quasi-Universales (1) den Wandel $/+ M_S^N / \rightarrow /- M_S^N /$ schliesslich auch im Französischen und Provenzalischen nach sich gezogen hat. Dieselbe Konstellation ist sicher auch für den lautgesetzlich nicht erklärbaren Verlust des $-s$ im Nominativ Singular in denjenigen westromanischen Sprachen verantwortlich, die dasselbe $-s$ im Plural nicht nur bewahrt, sondern sogar

²⁵ Ich verwende ‚Idiom‘ als einen die dornige Dualität von ‚Sprache‘ und ‚Dialekt‘ umgehenden Allgemeinbegriff für „Sprachform“.

verallgemeinert haben. (Hier kommt noch das weitere Universale ins Spiel, wonach der Plural markierter ist als der Singular²⁶.)

Zu Punkt 3) ist zu bemerken, dass die Differentialität im verbalen Bereich auf dem pragmatischen Parameter der Thematizität beruht: verbgebundene O-Grammeme²⁷ beziehen sich auf thematische Objekte, während rhematische Objekte beim Verb unmarkiert bleiben. Dies hängt vermutlich mit der andernorts genauer ausgeführten²⁸ Tatsache zusammen, dass zwischen der Kasus- und der Pragma-Ebene eine universale Affinitätsbeziehung besteht, dergestalt dass S mit der Thema-, O hingegen mit der Rhema-Funktion korreliert. Es ist nun aber nicht einfach so, dass OTh deswegen markiert, O^{Rh} deswegen unmarkiert wären, weil die eine Konfiguration affinitätskonform ist, die andere hingegen nicht; vielmehr spielt die Affinität nur mittelbar, d. h. vermittelt über das Universale (4), eine Rolle bei $/\pm M_O^V/$. Weil die Wahrscheinlichkeit von Thematizität längs der Hierarchie (3) von links nach rechts ab-, diejenige von Rhematizität hingegen zunimmt, kann man, in Verbindung mit dem unteren Teil von (4), eine *absolute* Korrelation von Thematizität und verbaler Markierung postulieren: je höher die Wahrscheinlichkeit von [+Th], desto höher ist die Wahrscheinlichkeit von $/+ M^V/$. Diese Hypothese trägt nicht nur der Differentialität von $/ M_O^V/$ im Gemeinromanischen Rechnung (Punkt 3)), sondern auch derjenigen von $/ M_S^V /$ im Französischen (Punkt 4)).

In bezug auf Punkt 4) gilt es jedoch, einen wichtigen Unterschied zu 3) im Auge zu behalten: bei O genügt die einfache Thematizität (die ja nicht affinitätskonform ist) zur Auslösung von $/+ M_O^V/$; bei S ist Thematizität jedoch der Normalfall. Wenn daher $/ M_S^V /$ überhaupt differentiell ist, muss die Thematizität von S irgendwie spezifiziert sein. Im Fall des Französischen ist bei $/+ M_S^V /$ der thematische Charakter des Subjekts in besonderer Weise hervorgehoben; man könnte von Topikalisierung im Gegensatz zur einfachen Thematizität sprechen. Zumindest gilt dies noch von der Schriftsprache; die gesprochene Sprache tendiert bezeichnenderweise dazu, diesen Unterschied zu nivellieren und $/+ M_S^V/$ zum Normalfall werden zu lassen. Die Differentialität von $/ M^V/$ verliert sich also am ehesten bei der Funktion S²⁹. Auch dies stimmt überein mit dem Befund des multilateralen Sprachvergleichs: global gesehen sind Sprachen mit $\Delta (\pm M_S^V)$ selten. (Die überaus komplexen Probleme der verbalen Markierung von Aktantenfunktionen im Französischen sind mit diesen kurzen Andeutungen natürlich auch nicht annähernd erschöpft.)

²⁶ Vgl. Greenberg 1963, universal 35.

²⁷ Traditionell als verbundene Personalpronomina bezeichnet, was sie in diachronischer Perspektive zweifellos auch sind.

²⁸ Vor allem in Bossong 1980d.

²⁹ Die unabhängig von der hier skizzierten Theorie analysierten empirischen Daten in Bossong 1981 bestätigen eindeutig diese Tendenz.

Als weitaus besser geklärt können die Probleme der unter Punkt 2) angesprochenen nominalen DOM gelten³⁰. Dass von den romanischen Sprachen keine einzige von der Entwicklung hin zur nominalen DOM gänzlich unberührt geblieben ist, ist allgemein bekannt. Allerdings spielt das Phänomen, auch das ist geläufiges Wissen, keineswegs in allen Sprachen dieselbe Rolle. In einer grob orientierenden Übersicht können wir das folgende Bild entwerfen.

Im Französischen ist nominale DOM stets ganz marginal geblieben, in der Standardsprache ist sie unbekannt. Im Rätoromanischen, Okzitanischen und Italienischen kommt sie nur in einem Teil der Dialekte vor, und zwar respektive im Engadinischen, Gaskognischen und in den Mundarten Süditaliens etwa bis zu einer Linie Rom–Abruzzen sowie auf Sizilien, Elba und Korsika. Im Katalanischen und Portugiesischen ist positive Objektmarkierung heute eher selten, dies war jedoch im Verlauf der jeweiligen Sprachgeschichte nicht immer so. Einen mittleren Ausprägungsgrad finden wir im Sardischen. Weitaus am häufigsten ist positive Objektmarkierung schliesslich im Spanischen und im Rumänischen.

Das unterschiedliche Ausmass positiver Markierung lässt sich als ethnogenetisch entstandene Unterschiedlichkeit beschreiben, mit der die historischen Einzelsprachen die auf dem Universale (5) basierende Struktur $\Delta (\pm M_O^N)$ je partikular verwirklichen. Der zuerst von der Entwicklung $/- M_O^N/ \rightarrow /+ M_O^N/$ erfasste Bereich ist die notwendig definite Kernzone [+deix) des Modells (8). Hier, beim freien Personalpronomen der 1. und 2. Person, erscheint die neue Markierung zuerst, wie das Beispiel der frühesten spanischen Literaturdokumente³¹ ebenso belegt wie etwa das Umgangspanzösisch von Brüssel³²; in ebendieser Zone hält sich die Markierung andererseits auch am längsten, selbst nach einem weitestgehenden Abbau in allen konzentrisch daran anschliessenden Bereichen (z. B. heutiges Portugiesisch und Katalanisch³³). Die diachronische (ethnogenetische) Entwicklung erfolgt gemäss den Kreisen, die auf dem universalen (phylogenetischen) Schema (8) vorgezeichnet sind: an keinem Punkt der Entwicklung entstehen auf diesem Modell diskontinuierliche Markierungszonen; das allmähliche Fortschreiten oder Zurückgehen von $/+ M_O^N/$ lässt keine Bereiche aus, die zwischen zwei nicht benachbarten Einheiten in der Hierarchie (7) liegen. Auch in der Synchronie werden semantisch oder syntaktisch bedingte Erweiterungen oder Einschränkungen von $/+ M_O^N/$, z. B. bei

³⁰ Die wichtigsten traditionellen Überblicksartikel zu dieser Problematik sind die folgenden: Meier 1948, Niculescu 1959; Rohlf's 1971; Müller 1971; Roegiest 1979. Einen theoretisch wichtigen Neuanatz aus typologischer Sicht bietet Körner 1981.

³¹ Nach meinen Untersuchungen zur Sprache der Khardjas sind sichere Fälle von $/+ M_O^N/$ nur bei [+deix] (z. B. *a mibi*) belegt. Schon zwei Jahrhunderte später ist der Bereich der positiven Markierung weiter ausgedehnt, wenn auch noch lange nicht so wie im neueren Spanischen; vgl. Reichenkron 1951. Parallele Entwicklungen hat bekanntlich Delille 1970 im Portugiesischen nachgewiesen.

³² Nach Millardet 1923, S. 452 ist auch im Regionalfrz. die Zone [+deix] am ehesten positiv markiert.

³³ In beiden Sprachen ist auch heute noch *a* in dieser Zone obligatorisch; vgl. Trullemans 1973; Badía Margarit 1962, II, S. 57-59.

Wortstellungsveränderung oder Personifizierung bzw. Verdinglichung, durch die unveränderliche Basisstruktur (8) begrenzt: im heutigen Spanischen kann beispielsweise unter spezifischen Bedingungen ein Nomen mit dem Merkmal [+discr] positiv markiert werden, kaum jedoch eines mit dem Merkmal [-discr]³⁴.

Verschiebungen des Wendepunktes auf Dimensionen des Typus (6) sind jederzeit denkbar, sie sind ja auch die Ursache diachronischen Wandels; die Struktur der Dimension selbst bleibt davon jedoch unberührt. Diese Struktur ist universal; partikular ist die Position des Wendepunktes, wobei man die Abwesenheit von Differentialität bei stets positiver bzw. stets negativer Markierung als die beiden Extrempunkte einer gleitenden Skala auffassen kann.

In formaler Hinsicht besteht unter den Sprachen mit DOM eine enorme Vielgestaltigkeit, von der die Tabelle des Anhangs eine gewisse Anschauung vermitteln mag. Besonders wichtig sind die Identitätsbeziehungen zwischen dem Grammem des markierten Objekts (O') mit anderen Kasusgrammemen. Nach diesem Kriterium zerfallen die romanischen Sprachen in zwei grosse Gruppen: das Rumänische einerseits steht der Gesamtheit der übrigen einschlägigen Idiome gegenüber. Im Rumänischen ist das verwendete Grammem *p(r)e* nicht mit dem des IO und überhaupt mit keinem primär-kasuellen Grammem identisch: *pe* hat, ausser dem Lokativ (OBL), nur die Funktion O'. Im Gegensatz dazu ist überall sonst das IO-Grammem zugleich auch das Grammem von O'. In aller Regel handelt es sich hierbei um Abkömmlinge von lat. *ad*, doch gibt es Dialekte, in denen Verstärkungen von *ad* oder etwas ganz anderes dieselben Funktionen ausüben. Bemerkenswert ist hieran, dass trotz der Verwendung jeweils unterschiedlicher Grammemen die Identitätsrelationen überall die gleichen sind, nämlich O' = IO. Da diese Sonderformen nicht so allgemein geläufig sind, führe ich im folgenden zwei Fälle mit konkreten Belegen an.

Im Gallo-Sikulischen der Stadt Nicosia ist statt *a* die verstärkte Form *da* allein üblich³⁵. Diese steht sowohl für den Dativ:

- (9) *dano da mama n'auto desprase*
diedero alla madre un altro dispiacere (La Giglia 56)³⁶

als auch für den markierten Akkusativ:

- (10) *da min nen mi scordano* [+deix]
non mi scordarono (La Giglia 279)

- (11) *ddascio da tuti ... d(d)ascio da Necoscia* [+hum]/[+propr]
lascio tutti ... lascio Nicosia (La Giglia 118)

³⁴ Vgl. die zahlreichen Beispiele in Isenberg 1968.

³⁵ Vgl. hierzu Rohlf's 1969, S. 8, 15.

³⁶ Für den Hinweis auf La Giglia und auf dieses Beispiel danke ich Helmut Lüdtkke.

Die Differentialität geht aus dem folgenden Beispiel mit Ø hervor:

- (12) *ddascio Ø sta bedda criegia* [+discr] ^ [+def]
lascio questa bella chiesa (La Giglia 118)

Im nordperuanischen Spanisch ist statt *a* kurioserweise *onde* gebräuchlich, das daneben auch noch in seiner Originalbedeutung „wo“ verwendet wird³⁷. Vermutlich ist eine Bedeutung „bei“ das semantische Bindeglied. Auch hier steht die dativische Funktion:

- (13) *mételes un tiro onde esos perros*
fous-leur un coup de fusil à ces chiens (Ciro Alegría 120)

neben der Funktion als O':

- (14) *velay que la viuda mucho lo molestaba ondel pobre* [+hum] ^ [+def]
voilà que cette veuve embêtait beaucoup le pauvre homme
(Ciro Alegría 156)

- (15) *dispués buscaré ondel corderito más gordo* [+anim] ^ [+def]
Puis je chercherai le plus gros agneau (Ciro Alegria 218)

Im letztgenannten Beispiel würde man nach den Regeln der spanischen Literatursprache eher Ø als *a* erwarten. Die Differentialität geht aus dem folgenden Beispiel hervor:

- (16) *nustro padre vido Ø un puma grandenque* [+anim] ^ [-def]
notre père vit un gros puma (Ciro Alegria 112)

Aus alledem können wir drei für die allgemeine Thematik dieses Beitrags wichtige Schlussfolgerungen ziehen.

1) Die aus den soeben angeführten Beispielen deutlich gewordene Konstanz der Verwendung des IO-Grammems als O'-Grammem auch in den Fällen, in denen nicht *a*, sondern ein anderes Grammem diese Funktion ausübt, lässt schon für sich auf die Konstanz des zugrunde liegenden syntaktisch-semantischen Bedürfnisses schliessen, das von der Form des Grammems und von der darin zum Vorschein kommenden genetischen Filiation der Konstruktion ganz unabhängig ist.

2) In grösserem Massstab gilt Entsprechendes für die fundamentale Dualität von Rumänisch vs. Rest-Romania. Angesichts der Tatsache, dass die

³⁷ Vgl. hierzu Escobar 1960. Auf die Erscheinung verweist auch Körner 1981.

rumänische DOM sich nicht nur etymologisch, sondern auch strukturell (Identitätsrelation!) von den übrigen romanischen Sprachen unterscheidet, kann meiner Auffassung nach an dem oft diskutierten polygenetischen Ursprung dieser Kategorie kein Zweifel bestehen: unabhängig voneinander hat sich im Rumänischen einerseits, in den westlichen romanischen Sprachen andererseits nominale DOM als „natürliche“ Antwort auf die problematische Situation herausgebildet, die durch den Zusammenfall von Akkusativ und Nominativ entstanden war. Polygenese ist unter den Sprachfamilien mit DOM eher die Regel als die Ausnahme; Parallelen finden wir z. B. im Iranischen und Indo-Arischen, im Dravidischen, Semitischen, Finno-Ugrischen und Sino-Tibetischen.

3) Was schliesslich das quantitative Verhältnis der zahlreichen Idiome mit $O' = IO$ gegenüber der einen Sprache mit $O' \neq IO$ betrifft, so entspricht die romanische Sprachfamilie in dieser Hinsicht nicht unbedingt den universalen statistischen Tendenzen: wenn wir das sample von 30 Sprachen in der Tabelle des Anhangs einen Augenblick lang als repräsentativ betrachten, ergibt sich ein geringfügiges Übergewicht von Sprachen mit $O' \neq IO$ (also des rumänischen Typus). Natürlich kann nicht erwartet werden, dass die Verhältnisse in einer einzigen, noch dazu kleinen Sprachfamilie statistische Tendenzen widerspiegeln, die aus einem viel grösseren empirischen Material abgeleitet wurden; immerhin jedoch ist der in der Romania dominante Typus $O' = IO$ alles andere als ungewöhnlich, gehört ihm doch über ein Drittel der 30 Sprachen unseres samples an. Die grammemische Identitätsrelation von O' und IO darf nicht dazu verleiten, O' und IO nun auch kategorial gleichsetzen zu wollen: Dativ und Akkusativ verschmelzen nicht, wie z. B. im Georgischen, zu einer einheitlichen Kategorie. Ihre in den Sprachen der Welt häufige formale Gleichheit entspringt einerseits einem ökonomischen Prinzip, andererseits einer semantischen Affinität zwischen Dativ-Benefaktiv und markiertem Akkusativ.

Bevor wir dieses Thema verlassen, möchte ich noch eine allgemeine Anmerkung über das Bild vom Verhältnis historischer und universalistischer Sprachbetrachtung anschliessen, das sich nach der bisherigen Diskussion abzuzeichnen beginnt.

Die bisherigen, rein ethnogenetisch-partikularistisch orientierten Arbeiten zur romanischen DOM sind unentbehrlich als empirische Datenbasis. Man muss sich jedoch fragen, was dieser Ansatz zu leisten imstande ist und wo seine Grenzen liegen. Mittels der historischen Methode kann der Weg im Detail nachgezeichnet werden, den die ethnogenetische Entwicklung einer bestimmten Kategorie genommen hat; es geht also um die deskriptive Erfassung kontingenter Gegebenheiten. Darüber hinausgehende Erklärungsversuche sind in diesem Rahmen immer wieder angestellt worden; es lässt sich jedoch nicht leugnen, dass die historische Methode hierfür keinen Anhaltspunkt bietet und dass die betreffenden Linguisten zu ad-hoc-Spekulationen gezwungen waren, denen so lange Beliebigkeit und Willkür anhaftet, wie man den Blick nicht über

den Tellerrand der Einzelsprache bzw. der einzelnen Sprachfamilie hebt. Erst wenn der multilaterale Sprachvergleich zur Erhellung von Partikularstrukturen systematisch mit herangezogen wird, bekommen die Hypothesen zur Erklärung der Phänomene ein solides Fundament. Erst wenn, wie eingangs formuliert, das Verhältnis vom Universalem und Partikularem ausdrücklich thematisiert wird, kann die historische Frage, warum an einem Kreuzungspunkt der Entwicklung dieser und nicht jener Weg eingeschlagen wurde, überhaupt sinnvoll gestellt werden.

Hierbei ist es keineswegs so, dass die Universalien die diachronische Marschrichtung in jeder Einzelheit *prädeterninieren* würden, vielmehr so, dass sie die Entwicklung steuern oder kanalisieren, indem sie bestimmte, theoretisch vorstellbare Möglichkeiten *eliminieren*. An der Form der Implikation lässt sich dies unmittelbar ablesen; wenn gilt, dass $X \supset Y$, dann folgt aus einem synchronen Zustand $/-X/ \wedge /-Y/$ nur, dass die Entwicklung zu $/+X/ \wedge /-Y/$ ausgeschlossen ist, nicht jedoch, welche der Alternativen $/-X/ \wedge /+Y/$ oder $/+X/ \wedge /+Y/$ gewählt wird, und auch nicht, ob überhaupt ein Wandel stattfindet. Die Kombination verschiedener Universalien vermag allerdings, das Veränderungspotential weiter einzuschränken.

2. Wir kommen damit zur Positionstypologie, einem Forschungsgebiet, das zweifellos von grosser Bedeutung ist, wenn auch die Exklusivität, mit der es zeitweise die typologisch-universalistische Diskussion beherrscht hat, in dieser Form unangemessen ist.

Es kann hier nicht darum gehen, den Weg der positionstypologischen Diskussion, auf dem Titel wie Greenberg 1963, Vennemann 1973, Lehmann 1974/1978, Garde 1977, Antinucci 1977 und Hawkins 1979/1980 als besonders markante Meilensteine zu nennen sind, im einzelnen oder auch nur im Überblick nachzuzeichnen; dies kann heute im Rahmen eines solchen Aufsatzes nicht geleistet werden. Ich muss daher für das folgende die wesentlichen Punkte als bekannt voraussetzen, auch wenn, von wenigen Ausnahmen abgesehen³⁸, die Romanistik, die deutsche zumal³⁹, von dieser für sie zentralen Fragestellung bislang noch kaum Kenntnis genommen zu haben scheint.

Schon Henri Weil hat, in konsequenter Weiterentwicklung der Wortstellungsdiskussion der französischen Aufklärung, 1844 den Gedanken zweier gegenläufiger Idealtypen der Linearisierung sprachlicher Elemente konzipiert. Mit der bei ihm gewohnten genialen Intuition hat Tesnière 1959 die

³⁸ Der bahnbrechende Aufsatz von Baldinger 1968 behandelt dieselbe Thematik, natürlich noch ohne auf eine damals noch gar nicht in Gang gekommene universalistische Diskussion Bezug nehmen zu können. Heute ist hier zunächst Ineichen zu nennen, der ein Kapitel seiner Sprachtypologie diesem Thema gewidmet (1979, S.130-148) und Detailprobleme der romanischen Morphologie unter demselben Aspekt untersucht hat (1980, 1982). Unter der Ägide von Helmut Stimm ist eine Reihe von Arbeiten entstanden, in denen allerdings die positionelle Markierung von Thema-Rhema-Funktionen eher im Vordergrund steht als die Positionstypologie im engeren Sinn. Vgl. Ulrich 1981; Wehr 1981; Wandruszka 1982; Geisler 1982.

³⁹ Im angelsächsischen Raum sind in diesem Zusammenhang einige vielversprechende Ansätze vorhanden; vgl. Harris 1976, 1978; Fleischman 1982, bes. S. 110-127.

wesentlichen Aspekte einer solchen Konzeption zum Ausgangspunkt seiner sprachtypologischen Überlegungen gemacht⁴⁰. Wir wollen uns hier der Tesnière'schen Terminologie bedienen und im folgenden zwei idealtypische Linearisierungsrichtungen unterscheiden: die zentrifugale und die zentripetale. Um die Anschliessbarkeit an die aktuelle Diskussion zu gewährleisten, füge ich hinzu, dass Lehmann „zentrifugal“ mit „VO“, „zentripetal“ mit „OV“ übersetzen würde; in anderem Zusammenhang habe ich die neutral konstatierenden Termini „rechtsläufig“ vs. „linksläufig“ als Übersetzung des Antinucci'schen Begriffspaares „lingue che costruiscono a destra/ a sinistra“ vorgeschlagen⁴¹.

Die Verwendung eines dieser Begriffspaare ist so lange relativ unproblematisch, wie man damit nichts weiter als eben zwei entgegengesetzte Linearisierungsrichtungen bezeichnet. Die Begriffe leisten in diesem Fall nichts anderes als die Etikettierung jeweils isoliert gesehener grammatischer Einzelphänomene. Kompliziert - und interessant - wird die Sache in dem Augenblick, in dem die Begriffe nicht zur Beschreibung einzelner Relationen, sondern zur Charakterisierung ganzer Sprachsysteme verwendet werden.

Theoretisch ist es ohne weiteres möglich, sich zwei Systeme vorzustellen, in denen die Linearisierung aller Elemente ausnahmslos nur in einer Richtung erfolgt: entweder durchgängig zentrifugal, oder durchgängig zentripetal.

Mit dem Begriff der Linearisierung ist hierbei ein sprachliches Grundproblem angesprochen: zu den fundamentalen Eigenschaften der Sprache gehört einerseits ihre materielle Linearität, andererseits ihre Bezogenheit auf nicht-lineare Basisstrukturen. Diese nicht-linearen Basisstrukturen (die sicherlich mehr als blosse Hypothesen des Linguisten, also mehr als metasprachliche Konstrukte sind, auch wenn wir sie gegenwärtig noch nicht anders als in dieser Form erfassen können⁴²), müssen bei ihrer sprachlichen Materialisierung in unidimensionale Lautketten überführt werden. Genau diesen Vorgang bezeichne ich hier als Linearisierung⁴³.

Linear ist die Abfolge der für sich bedeutungstragenden Elemente, linearisiert werden müssen aber auch diejenigen lautlich manifesten Elemente, in denen die nicht-linearen Relationen der Basisstruktur zum Ausdruck kommen. Mit anderen, einfacheren Worten, es gilt, zwei Arten von Linearisierung im Auge zu behalten: diejenige von Lexemen bzw. Syntagmen untereinander, und diejenige von Grammemen hinsichtlich des Lexems, auf das

⁴⁰ Erst Garde 1977 hat die Bedeutung von Tesnières Positionstypologie ins rechte Licht gerückt. Bezeichnenderweise kam dieser Beitrag von einem Slavisten. In der französischen Romanistik ist das Thema unbekannt.

⁴¹ Vgl. Bossong 1979c.

⁴² Ich vermeide den eigentlich nicht mehr verwendbaren Begriff der „Tiefenstruktur“ vor allem wegen seiner generativistischen Assoziationen. Ontologisch müssen die nicht-linearen Basisstrukturen letztlich als neurale Engramme gesehen werden.

⁴³ Ich ziehe 'Linearisierung' dem Vennemann'schen 'Serialisierung' unter anderem deshalb vor, weil man so direkt zur 'Linearität', einer fundamentalen Eigenschaft der Sprache, kommt (vgl. hingegen 'Serialität?'). Ausserdem ist 'Serialisierung' zwar im Englischen, nicht aber im Französischen verwendbar; vgl. Bossong 1980d.

sie sich beziehen. Auch auf die Gefahr hin, dass diese Termini etwas naiv wirken, möchte ich hier festlegen, dass diese beiden Arten von Beziehungen als „syntaktisch“ und „morphologisch“ unterschieden werden sollen.

Es scheint mir sinnvoll, beide Arten von Linearisierung in einem einheitlichen Modell zu erfassen, so wie Vennemann dies in seiner Operator-Operand-Theorie getan hat. Wie Vennemann fasse ich hierbei in morphologischen Konstellationen nicht das Lexem, sondern das Grammem als Operand auf: das Grammem ist Determinatum, nicht Determinans. Mehr als die Begründung Vennemanns überzeugt mich allerdings, was Garde, in Anlehnung an Tesnière und Mel'čuk hierzu ausgeführt hat⁴⁴: entscheidend ist die Frage, welches der Elemente in einer Konstruktion exozentrischen Bezug aufweist, und welches lediglich endozentrische Funktionen ausübt. So wie es in der Genitivverbindung als Ganzem das Determinatum (*head*) ist, was in den hierarchisch übergeordneten Satzstrukturen als Glied fungiert, so ist es auch innerhalb des Determinans das Genitivgrammem, nicht jedoch dessen lexikalische Spezifizierung, was den Bezug zum unmittelbar übergeordneten Syntagma herstellt. Allgemein gilt: nicht das Lexem, sondern das Grammem, zumindest das Grammem mit exozentrischem Bezug, ist 'head of the construction'. Sowohl in syntaktischer als auch in morphologischer Hinsicht gilt also einheitlich, dass eine Abfolge zentrifugal ist, wenn das Zentrum (*head*) vorangeht, hingegen zentripetal, wenn es am Ende der Konstruktion steht⁴⁵.

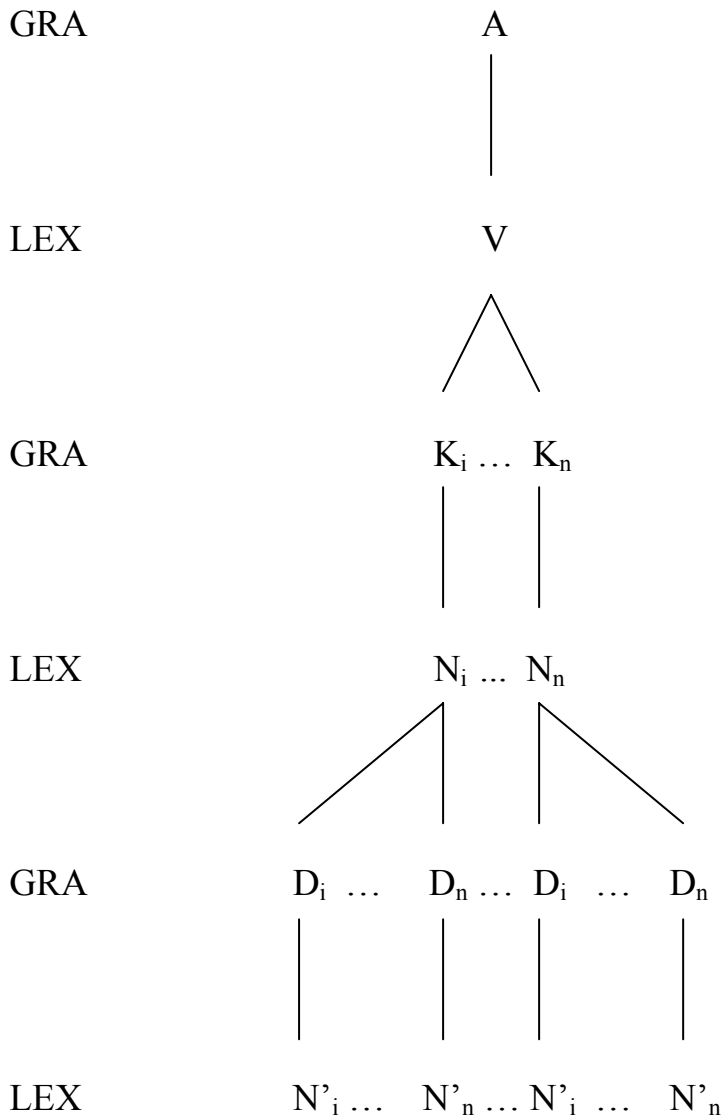
Die Dichotomie zweier idealtypologischer Konstrukte⁴⁶, in denen die Linearisierungsrichtung jeweils einheitlich zentrifugal bzw. einheitlich zentripetal ist, folgt logisch aus dem folgenden, auf das Wesentliche reduzierten Modell der syntaktischmorphologischen Basisstrukturen des Satzes:

⁴⁴ Vgl. Garde 1977, S. 7.

⁴⁵ Das Problem, dass bei herkömmlicher Betrachtungsweise die romanischen Sprachen bald als zentrifugal, bald als zentripetal klassifiziert worden sind, je nachdem, ob man die morphologische oder die syntaktische Ebene im Auge hatte, ist von Wandruszka 1980 thematisiert worden.

⁴⁶ Dass die Verwendung idealtypologischer Konstrukte sinnvoll und heuristisch fruchtbar sein kann, hat Skalička 1966 demonstriert; von ihm übernehme ich auch den Terminus.

(17)



Hierbei steht A für 'Assertion' oder 'Assertionsmodalität' und K für 'Kasusbeziehung' oder, wenn man will, für den Sanskrit-Terminus 'kāraḥ' (nach Pāṇini).

Diese Struktur ist nicht-linear, und zwar hierarchisch, aufgebaut; eine einheitlich linearisierende Überführung dieser Struktur in unidimensionale Lautketten kann idealiter bruchlos von oben nach unten oder bruchlos von unten nach oben erfolgen. Im ersten Fall ist die reine Zentrifugalität, im zweiten die reine Zentripetalität verwirklicht:

(18) $A \wedge V \wedge K \wedge N \wedge D \wedge N'$ [Idealtypus der Zentrifugalität]

(19) $N' \wedge D \wedge N \wedge K \wedge V \wedge A$ [Idealtypus der Zentripetalität]

Nur zu Illustrationszwecken führe ich je zwei Beispiele für diese beiden Idealtypen an; damit soll auf keinen Fall behauptet werden, die zitierten Sprachen würden den jeweiligen Idealtypus durchgängig rein verkörpern!

(20)	Hebr.	<i>e.r'e</i> A V	<i>et.ha-bayit</i> K N	<i>šel.Mošē</i> D N'
(21)	Frz.	<i>ž.vwa</i> A V	<i>Ø.la-mēzō</i> K N	<i>də.Pjēr</i> D N'
(22)	Jap.	<i>Hanako.</i> N'	<i>no ie.o</i> D N K	<i>mi.masu</i> V A
(23)	Lat.	<i>Petr.i</i> N' D	<i>domu.m</i> N K	<i>vide.o</i> V A

Man darf nun nie aus den Augen verlieren, dass es sich bei dieser Dichotomie a priori lediglich um ein Konstrukt handelt, nicht um ein empirisch gewonnenes Klassifikationsmodell. Dass die realen Sprachen den idealtypologischen Konstrukten oft nicht entsprechen, ist unleugbar. Die Fülle der ethnogenetischen Partikularstrukturen lässt sich nicht in einfacher Weise auf die idealtypologische Dichotomie zurückführen. Die Diskussion über den Status von „Inkonsistenzen“, d. h. von Elementen, deren Linearisierung der idealtypologischen Richtung zuwiderläuft, und deren eventuelle Bedeutung für die diachronische Entwicklung wird seit Jahren intensiv geführt. Ich möchte hierauf nicht näher eingehen, sondern nur darauf verweisen, dass meiner Auffassung nach die Analyse von morphologischen und syntaktischen Linearisierungsprinzipien auf einer rein grammatischen Ebene ergänzt werden muss durch die Berücksichtigung der Linearisierungsuniversalien auf der pragmatischen (Thema-Rhema-)Ebene. Einzelheiten zu dieser These sind andernorts ausgeführt⁴⁷.

Zweifellos liegt der Entwicklung der romanischen Sprachen etwas zugrunde, was man als „Strömung“⁴⁸ weg von der weitgehenden Zentripetalität des Lateinischen hin zur Zentrifugalität beschreiben kann. Zahlreiche Einzelheiten der syntaktischen und morphologischen Diachronie der romanischen Sprachen lassen sich als je konkrete Auswirkungen dieser einen übergreifenden Tendenz einheitlich erfassen.

⁴⁷ Vgl. vor allem Bossong 1980d, 1982e und f.

⁴⁸ Der Sapir'sche Begriff des ‚drift‘ spielt in der heutigen positionstypologischen Diskussion eine zentrale Rolle; er wurde von Antinucci 1977 als ‚deriva‘ adaptiert, aber bislang noch nie systematisch und umfassend auf die Diachronie der romanischen Sprachen angewendet.

In der vorliegenden Arbeit möchte ich mich damit begnügen, aus dieser vielgestaltigen Thematik genau das Einzelproblem herauszugreifen, das uns oben bereits unter markiertheoretischen Aspekten beschäftigt hat: die grammemische Markierung der primären Aktantenfunktionen, besonders des Objekts. Auch hier setze ich die prinzipielle Gleichwertigkeit von nominaler und verbaler Markierung dieser Funktionen voraus; beides soll nun nacheinander behandelt werden.

Ehe wir uns jedoch den Einzelheiten zuwenden können, ist noch eine Vorbemerkung zum Verhältnis von syntaktischer und morphologischer Linearisierung nötig. Das Postulat einer einheitlichen Linearisierungsrichtung auf beiden Ebenen darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Potentialität des Wandels in der Syntax und in der Morphologie höchst unterschiedlich ist. Lexeme und Syntagmen sind relativ autonome Einheiten, deren Position zueinander in allen Sprachen mehr oder minder frei variiert werden kann; selbst in Sprachen mit rigider Wortstellung sind gewisse Permutationen immer möglich. So stehen auf dieser Ebene in jeder Synchronie Varianten zur Verfügung, die wegen der stets gegebenen Möglichkeit zur Markiertheitsumkehrung potentiell zu Normalformen werden können. Positioneller Wandel kann sich hier unmittelbar und relativ rasch vollziehen. Im Gegensatz dazu ist die Verbindung von Lexem und Grammem weitgehend fest. Wenn z. B. die Abfolge /LEX ^ GRA/ gilt, so existieren dazu nur selten Varianten der Art, dass *dasselbe* Grammem auch in der Position /GRA ^ LEX/ erscheinen könnte. Unmittelbarer Wandel durch einfache Markiertheitsumkehrung auf der Ebene der Morphologie ist daher nicht eben häufig⁴⁹. Wenn positionelle Veränderung der morphologischen Linearisierung überhaupt stattfindet, dann nur selten so, dass ein gegebenes Grammem einfach seinen Platz bezüglich des Lexems wechselt, sondern in aller Regel so, dass das ältere Grammem verschwindet (z.B. infolge phonetischer Erosion) und durch ein anderes Grammem in neuer Stellung funktional ersetzt wird.

Im einzelnen kann dieser Ersetzungsvorgang recht unterschiedlich verlaufen; typisch, wenn auch nicht notwendig, ist die Entstehung von Zirkumfixen, wie sie für das Amharische beschrieben worden ist (meiner Auffassung nach ist auch das Miteinander von Präposition und [suffixalem] Kasus im Lateinischen und anderen indogermanischen Sprachen in dieser Weise zu deuten). Festzuhalten bleibt, dass positioneller Wandel auf der morphologischen Ebene nicht unmittelbar, sondern *mittelbar* erfolgt, nämlich *vermittelt* über - meist phonetische - Reduktionsprozesse. Das diachronische Entwicklungstempo ist daher im Vergleich zur syntaktischen Ebene weitaus langsamer. Wenn eine Sprache ihre Stellung auf der Skala der Positionstypen (die von der reinen Zentrifugalität und der reinen Zentripetalität als den beiden Endpunkten

⁴⁹ Es gibt allerdings sporadische Ausnahmen, so etwa die Verschiebung von Suffixen zu Präfixen im Hebräischen und Eblaitischen, von Präfixen zu Suffixen im Harari (alles Hetzron 1980, S. 177f.) und im Baluči und anderen NW-iranischen Sprachen (vgl. Bossong 1983).

begrenzt wird) infolge einer diachronischen Strömung verändert, dann folgt die Morphologie der Syntax mit einer zeitlichen Phasenverschiebung, deren Betrag wesentlich von dem einzelsprachlichen Tempo morpho-phonetischer Erosionsprozesse abhängig ist.

Kommen wir nun zur nominalen Aktantenmarkierung in den romanischen Sprachen zurück.

In dem soeben Ausgeführten klang bereits an, dass die Phonetik zwar ein wichtiger, aber nicht der alleinige Faktor ist. Der Untergang des lateinischen Akkusativs ist wohl lautlich erklärbar, das frühe Verschwinden des Nominativs gerade in den Sprachen, die auslautendes -s bis heute bewahrt haben, hingegen nicht. Diese Entwicklung ist, wie oben ausgeführt, nur markiertheitstheoretisch zu begründen. In der so entstandenen Situation, in der eine unterscheidende Markierung von S und O ganz fehlt, ist der Weg frei für die Entwicklung neuer, nun nicht mehr suffixaler, sondern präfixaler Kasusgrammeme, die positionell in Einklang stehen mit dem zentrifugalen Stellungstyp, dem Zielpunkt der romanischen Entwicklung⁵⁰. Es ist markiertheitstheoretisch plausibel, dass hierbei der Nominativ unmarkiert bleibt und der Akkusativ nicht durchgängig, sondern nur differentiell markiert wird. Aus positionstypologischer Sicht bleibt an dieser Stelle nur die Feststellung, dass die neugebildete Kategorie /+ M_O^N/ erwartungsgemäss in der Form /GRA ^ LEX/ linearisiert wird. Dies ist um so beachtenswerter, als

1) im Rumänischen, der einzigen romanischen Sprache mit O' ≠ IO, IO nach wie vor mittels suffixaler Grammeme markiert wird, die sich aus dem Lateinischen bis heute erhalten haben⁵¹, das Nebeneinander von älterer, zentripetaler und neuerer, zentrifugaler Morphologie hier also unmittelbar sichtbar wird; und als

2) der Vergleich beispielsweise mit den neu-indoarischen Sprachen, deren Entwicklung in markiertheitstheoretischer Hinsicht weitgehend parallel zur Romania verlaufen ist, eindeutig zeigt, dass die Position neugebildeter Grammeme von der Strömungsrichtung abhängig ist: die indoarischen Sprachen tendieren zur konsistenten Zentripetalität, die neuen Grammeme des differentiellen Akkusativs (Hindi /ko/, Bengali /ke/, Punjabi /mũ/ etc.)⁵² sind dementsprechend suffixal („Postpositionen“), so wie es die Akkusativendungen des Sanskrit waren.

Weitaus komplexer als die nominale stellt sich die verbale Aktantenmarkierung dar. Beginnen wir mit einigen summarischen Hinweisen zu / M_S^V /, um uns dann abschliessend etwas detaillierter der Positionstypologie von / M_O^V / zuzuwenden.

⁵⁰ ‚Zielpunkt‘ ist metaphorisch zu verstehen: der Punkt, auf den die erkennbaren Entwicklungslinien zulaufen, an dem sie konvergieren. Ob dieser Punkt je erreicht wird, ist prinzipiell nicht prognostizierbar.

⁵¹ Vgl. zum rumänischen Kasussystem im Vergleich zum altfranzösischen Repina 1974.

⁵² Einen guten Überblick über DOM im Indoarischen bietet Zograf 1976, S. 55-67.

Die suffixale Subjektkonjugation des Lateinischen hat sich in den meisten romanischen Sprachen gut erhalten. Die hierdurch entstehende nicht-harmonische⁵³ Konfiguration von zentrifugaler Syntax und zentripetaler Morphologie widerspricht keinem der bisher bekannt gewordenen Universalien und ist diachronisch vergleichsweise stabil. Die globale Strömung in Richtung Zentrifugalität wirkt sich in diesem Bereich erst dann aus, wenn die Suffixe starker phonetischer Erosion unterworfen sind, so wie dies im Französischen der Fall war (und heute ansatzweise im andalusischen Spanisch der Fall ist). Dass der weitgehende Abbau der lateinischen S-Suffixe im Französischen durch die Entwicklung einer neuen, nunmehr präfixalen S-Konjugation teilweise kompensiert worden ist, das ist mittlerweile in den Grundzügen bekannt, auch wenn sich noch nicht alle Romanisten zu einer Anerkennung dieser Betrachtungsweise haben durchringen können. Das Modell der lateinischen Grammatik ist übermächtig, auch heute noch. „Konjugation“ wird als solche nur anerkannt, wo sie, wie im Lateinischen, suffixal und flexivisch ist. Die neufranzösische S-Konjugation, die präfixal und agglutinierend ist, passt nicht in dieses überkommene Schema. Wohl aber passt sie in den Erwartungshorizont einer universalistischen Sprachtheorie: da es sich um eine neugebildete morphologische Kategorie handelt, ist es einerseits markiertheitstheoretisch plausibel, dass die Markierung zunächst differentiell erfolgt und dass dann in der „progressiven“ Sprechsprache eine Tendenz zur Aufgabe der Differentialität wirkt, so wie oben beschrieben; andererseits entspricht die neue Abfolge /GRA ^ LEX/ positionstypologisch genau dem in den meisten anderen Bereichen längst zum Durchbruch gekommenen zentrifugalen Typus.

Die aus der Bewahrung der Endungen der 1. und 2. Person Plural resultierenden Zirkumflexe /*nu ... õ*/ und /*vu ... e*/ des Schriftfranzösischen bestätigen das Wirken der Strömung⁵⁴ ebenso wie der Ersatz des zirkumfixalen /*nu ... õ*/ durch rein präfixales /*õ*/ in der gesprochenen Sprache. Die innere Folgerichtigkeit dieses Wandels wird besonders deutlich, wenn man die freien Pronominalformen mit hinzunimmt:

(24) *nu / nu.marš.õ → nu / õ. marš*

Dass die Homophonie von <-*ons*> und <*on*> hierbei eine gewisse Rolle gespielt hat, darf man wohl annehmen. Es ist dies zwar kein echtes Beispiel für den (seltenen) Fall, dass ein und dasselbe Grammem infolge von positions-

⁵³ Ich verwende hier den (schwächeren) Ausdruck 'nicht-harmonisch' statt des in der Literatur gebräuchlicheren (stärkeren) 'inkonsistent'. Wie Hawkins überzeugend nachgewiesen hat, sind inkonsistente, also universalienverletzende, Konfigurationen ein Widerspruch in sich. Auch Hawkins muss aber die Existenz eines 'cross-categorial-harmony'-Prinzips anerkennen, das mit der hier entwickelten idealtypischen Dichotomie konvergiert. Hierauf beziehe ich mich mit '± harmonisch'.

⁵⁴ Man erinnere sich, was oben über die Existenz von Zirkumfixen als Indiz für positionstypologischen Wandel gesagt wurde.

typologischem Wandel seinen Platz mit dem Lexem tauscht; ob aber für das synchrone Sprachbewusstsein /- δ / und / δ -/ wirklich verschiedene Grammemme sind, lässt sich schwer ausmachen, zumal fast alle Sprecher des Französischen durch die Schule der Orthographie gegangen sind.

Damit kommen wir zu dem letzten hier zu untersuchenden Problem, das eines der schwierigsten und zugleich am wenigsten untersuchten der romanischen Positionstypologie ist: der Stellung von /+ M_O^V /.

Ich setze voraus, was ich früher zur Begründung der Auffassung ausgeführt habe, bei den sogenannten verbundenen Objektpronomina handele es sich um Objektkonjugation⁵⁵. Was soeben zur französischen Subjektkonjugation gesagt wurde, gilt mutatis mutandis auch hier.

Tendenziell stehen die verbgebundenen Objektgrammeme *vor* dem Verballexem, auf das sie sich beziehen. Ausnahmen von dieser generellen Regel sind heute u. a.:

- durchweg in allen romanischen Sprachen der Imperativ;
- in wechselndem Ausmass in allen romanischen Sprachen die infiniten Verbalformen;
- einige Formen des Rumänischen;
- global das europäische Portugiesisch.

Was uns an dieser einzig und allein beschäftigen soll, ist die Regel, nicht die Ausnahmen; von den letzteren soll im folgenden daher nicht mehr die Rede sein.

Die Frage, die in dem hier gesteckten Rahmen ansteht, lautet demnach so: warum gilt für /+ M_O^V / generell die Abfolge /GRA ^ LEX/?

Wenn die Frage so formuliert wird, ist für die Beantwortung bereits ein Pseudoproblem eliminiert, das die bisherige Diskussion, auch die universalistische, oft verdunkelt hat: die Frage, warum nominale Objekte dem Verb folgen, während „pronominale“ ihm vorangehen. Diejenigen Abkömmlinge des lateinischen /*illum*/ etc., die sich mit dem Verb fest verbunden haben, sind eben keine Pronomina mehr, sondern Bestandteile des Verbs. Es hat sich bislang auch noch niemand darüber gewundert, dass in

(25) *Socrates curri.t*

das nominale Subjekt vor dem Verb, die „pronominale Kopie“ /-t/ hingegen danach steht.

Verbgebundene Grammemme gehören also auf die Ebene der Morphologie, nicht der Syntax. Immerhin sind sie aber, zumindest im Fall der romanischen Objektkonjugation, aus syntaktisch freien Personalpronomina entstanden. Es läge daher zunächst nahe, das von Talmy Givón aufgestellte Postulat,

⁵⁵ Vgl. vor allem Bossong 1980a und die dort angeführte Literatur.

Morphologie sei gefrorene Syntax und spiegele insofern ältere Entwicklungsstufen wider⁵⁶, einfach auf die romanischen Sprachen anzuwenden und zu sagen, die OV-Struktur des Lateinischen lebe in der verbalen Objektmarkierung fort; aus

(26) *illu.m // vide.o*

sei einfach

(27) *lo.ve.o*

geworden. Diese theoretisch plausible erscheinende Erklärung hat leider einen Nachteil: sie lässt sich empirisch nicht belegen⁵⁷. Im Gegenteil: die Position des lateinischen Pronominalobjekts war frei, und auch die frühen romanischen Sprachen kennen in dieser Hinsicht noch ein vergleichsweise hohes Mass an Stellungsfreiheit. Was John Green mit Bezug auf das Spanische festgestellt hat, gilt wohl durchweg: die Fixierung der Abfolge /GRA ^ LEX/ erfolgte zu einer Zeit, als auf syntaktischer Ebene von OV-Syntax längst nicht einmal mehr in Überresten die Rede sein konnte. Das Givón'sche „Archäologie-Prinzip“ wird also zumindest in diesem Fall von den Fakten nicht bestätigt. Die historische romanische Sprachwissenschaft ermöglicht die Falsifikation eines universalistischen Postulats in einem präzisen Einzelpunkt.

Wenn also nicht versteinerte OV-Syntax, was ist dann die Ursache für die Position der romanischen Objektgrammeme beim Verb? Eine endgültige Antwort auf diese Frage kann gegenwärtig nicht gegeben werden. Hier sollen lediglich zwei alternative Lösungsvorschläge vorgestellt werden, die beide in dieser Form neu sind. Sie sind beide universalistisch begründbar, doch wäre ein breit angelegter typologischer Vergleich die Vorbedingung für die Entscheidung zugunsten eines von ihnen oder für ihre Integration in ein einheitliches Erklärungsmodell.

Der erste Lösungsvorschlag ergibt sich unmittelbar aus den bisherigen Ausführungen. /M_O^V/ ist eine gegenüber dem Lateinischen neu entwickelte morphologische Kategorie. Entsprechend hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass infolge der Strömung in Richtung Zentrifugalität diese neue Kategorie präfixal gebildet wird. /M_O^V/ zählt ebenso zu den Assertionsmodalitäten (A) wie /M_S^V/; daher entspricht, gemäss (18), bei konsequent zentrifugaler Linearisierung die Abfolge /GRA ^ LEX/ genau der Erwartung.

⁵⁶ Vgl. zuerst Givón 1971 und letzthin Givón 1979, S. 238ff. Der Slogan lautet: „Today's morphology is yesterday's syntax.“

⁵⁷ Vgl. Green in Harris 1976, S. 14; vgl. auch Wandruszka 1980, S. 69. Dass gegenüber dem angeführten Givón'schen Prinzip generell Skepsis angebracht ist, hat Comrie 1980 anhand der mongolischen S-Konjugation überzeugend nachgewiesen.

In sich ist dieses Argument völlig schlüssig, wenn man die oben ausgeführten Prämissen akzeptiert. Die Probleme, die es mit sich bringt, sind zweierlei Art: historisch und universalistisch.

1) Empirisch müsste nachgewiesen werden, dass die zentrifugale Linearisierung von $/M_O^V/$ in derselben Zeit und in demselben Ausmass fest wurde, wie das lateinische Pronomen seinen pronominalen Status verlor und in das Verbum integriert wurde. Wegen der Länge der involvierten Zeiträume und des graduellen Charakters dieser Prozesse dürfte ein solcher Nachweis nur schwer zu führen sein, zumal die Gefahr zirkulärer Argumentation naheliegt: aus dem Festwerden der Stellung könnte man auf die eigentlich unabhängig davon zu beweisende Integration in das Verb schliessen. Jedenfalls müsste, bevor hier eine Entscheidung getroffen werden kann, die Diachronie der romanischen Sprachen systematisch unter diesem Gesichtspunkt durchgegangen werden. Ein solches Unternehmen würde wichtige Bausteine für eine verbesserte Positionstypologie liefern.

2) In der Diskussion über Wortstellungsuniversalien ist die verbale Morphologie stark vernachlässigt worden, was auch damit zusammenhängen mag, dass Greenberg diesbezüglich keine Universalien formuliert hat. Das einzige, was man bei ihm findet, ist der Hinweis, dass in Sprachen mit $/V \wedge O_N/$ die Reihenfolge $/O_{PRO} \wedge V/$ möglich ist: laut Universale 25 gilt: $/V \wedge O_{PRO} / \supset /V \wedge O_N /$. Als normal hat Greenberg also offenbar gleiche Position von O_N und O_{PRO} angesehen; von den beiden abweichenden Stellungen ist, laut Greenberg, $/O_{PRO} \wedge V/ + /V \wedge O_N /$ u. a. im Französischen, Italienischen, Neugriechischen, Swahili und Guaraní belegt, während $/V \wedge O_{PRO} / + /O_N \wedge V/$ durch die Implikation ausgeschlossen ist.

Auf die Probleme der Integration ehemals freier O-Grammeme in das Verb reflektiert Greenberg nicht. Zumindest in den beiden nicht-indogermanischen Sprachen Swahili und Guaraní ist diese Integration jedoch so evident, dass es einfach nicht angeht, die entsprechenden Grammeme als „Pronominalobjekte“ mit nominalen Objekten parallel zu setzen. Wenn Swahili $/ni/$, „mich“, ein Pronomen sein soll, dann ist es, mit gleichem Recht, auch Quechua $/wa/$. Nur: während $/ni/$, in Übereinstimmung mit Universale 25, dem Verb in einer VO-Sprache vorangeht, folgt $/wa/$ dem Verb in einer OV-Sprache! Und dies wäre dann genau der laut Greenberg ausgeschlossene Fall $/V \wedge O_{PRO} / + /O_N \wedge V /$. Solche Schwierigkeiten hat man natürlich nicht, wenn man diese Fälle als Beispiele von O-Konjugation auffasst: diese ist im zentrifugalen Swahili ebenso wie beispielsweise im Nahuatl oder im Kalispel präfixal, im zentripetalen Quechua hingegen ebenso wie beispielsweise im Aymara oder im Wogulischen und Ostjakischen suffixal. Hier entsteht aber nun ein neues Problem dadurch, dass die so aufgefassten Korrelationen typologisch alles andere als eindeutig sind: neben den eben genannten harmonischen oder konsistenten Fällen sind auch die jeweils entgegengesetzten Konstellationen belegt, z. B. Nordwestsemitisch und Bislaman (Pidgin-Englisch) für suffixale

Objektkonjugation in zentrifugalen Sprachen, sowie die NW-kaukasischen Sprachen für präfixale „Objekt“-Konjugation in zentripetalen Sprachen. Nach dem gegenwärtigen Erkenntnisstand sind einfache Implikationen des Greenberg'schen Typus hier nicht einmal als statistische Tendenzen in Aussicht. Vielleicht werden sich bei genügend breit angelegten Sprachvergleichen komplexe Implikationen von der Art herauskristallisieren, wie sie Hawkins aufgedeckt hat. Weitere Forschungen in dieser Richtung sind also vonnöten. Es besteht die Hoffnung, dass sie universale Regularitäten zutage fördern, die es erlauben, die Fakten auch der romanischen Sprachen zufriedenstellend zu erklären.

Der zweite Lösungsvorschlag wirkt bei lediglich einzelsprachlicher Betrachtung nicht minder überzeugend als der erste.

Wie ich andernorts genauer ausgeführt habe, sind die Linearisierungsgesetze auf der pragmatischen Ebene weitgehend universal: unabhängig von Implikationsgesetzen und unabhängig von der idealtypologischen Dichotomie der Modelle (18) und (19) gilt auf dieser Ebene, dass thematische Elemente nach links, rhematische hingegen nach rechts tendieren⁵⁸. Ebenfalls universal sind die Affinitätsbeziehungen, die zwischen der kasuellen und der pragmatischen Ebene bestehen: die Funktion S korreliert vorzugsweise mit Th, O hingegen vorzugsweise mit Rh. Bei genauerem Zusehen gilt diese letztgenannte Affinität allerdings nur für nominale Objekte, deren Basisposition daher fast immer postsubjektal und oft auch postverbal ist (die Basisfolge SVO stellt die idealtypische Linearisierung nach pragmatischen Gesichtspunkten dar, so wie SOV vs. VSO die idealtypologische Linearisierungsalternative nach kasuellen Gesichtspunkten ist). Bei pronominalen Objekten ist dies anders: diese haben, eben aufgrund ihres pronominalen Status, der gegenüber der kasuellen Funktion O dominant ist, eine eindeutige Affinität zu Th. Von daher gesehen liegt eine präverbale Linearisierung pronominaler Objekte (aus denen die romanische O-Konjugation ja zweifellos entstanden ist) durchaus nahe: im Gegensatz zu den überwiegend rhematischen nominalen Objekten sind pronominale ganz überwiegend thematisch.

Die Probleme, welche dieser Lösungsvorschlag mit sich bringt, sind im Grunde dieselben, die wir bereits im Zusammenhang mit dem ersten Lösungsversuch gesehen haben.

Zum einen müsste konkret nachgewiesen werden, dass in der romanischen Sprachgeschichte Voranstellung von (noch freien) Objektpronomina deswegen signifikant häufiger erfolgte als ihre Nachstellung, weil die pragmatische Funktion der Thematizität dies nahelegte.

Zum andern bleibt aus universalistischer Sicht das oben schon dargestellte Problem bestehen, dass es zwar viele überzeugende Parallelen zu dem gibt, was

⁵⁸ Die Einzelheiten, die diese pauschale Aussage nuancieren, finden sich in den in Anm. 47 genannten Aufsätzen.

wir in der Romania beobachten, dass aber auf der anderen Seite mehrere eindeutige Gegenbeispiele bekannt sind.

Über eine mögliche Lösung lässt sich gegenwärtig nur spekulieren. Ich möchte abschliessend kurz andeuten, in welche Richtung meine Überlegungen gehen.

Vermutlich ist nicht eine der beiden soeben entwickelten Alternativen allein verantwortlich; es ist anzunehmen, dass das Prinzip der konfliktuellen Interaktion zwischen kasuellen und pragmatischen Linearisierungstendenzen, über dessen Bedeutung ich andernorts Näheres ausgeführt habe, auch hier seine Gültigkeit hat. Wie diese Interaktion sich im einzelnen auswirkt, beginnen wir bei der Basisstellung von Verb und (nominalem oder freiem pronominalem) Subjekt und Objekt heute allmählich zu verstehen; in anderen Bereichen wissen wir in dieser Beziehung noch kaum etwas. Im hier diskutierten Zusammenhang geht es um das komplexe Netzwerk von Beziehungen, das sich im Schnittbereich von kasuellen und pragmatischen Linearisierungstendenzen pronominaler Objekte und verbaler Morphologie ergibt. Es ist anzunehmen, dass auch diesem scheinbar labyrinthischen Netzwerk ein Plan zugrunde liegt, der (vielleicht mittels Implikationen des Hawkins'schen Typus) mögliche 'pathways' des sprachlichen Wandels und damit das mögliche Ausmass einzelsprachlicher Verschiedenheit universal vorzeichnet. Es gilt nun, diesen Plan ebenso durch vertiefte einzelsprachliche (romanistische) wie durch multilateral vergleichende Analysen allmählich offenzulegen.

3. Kommen wir abschliessend nochmals auf das allgemeine Problem des Verhältnisses von historischer und universalistischer, von ethnogenetischer und phylogenetischer Sprachbetrachtung zurück. Im Grunde geht es hierbei um das Verhältnis eines deterministisch aufgefassten Kausalitätsbegriffs zu dem, was man in den Humanwissenschaften als Kontingenz zu bezeichnen pflegt.

Die Ebene des Universalen, die ihrerseits, wie angedeutet, letztlich evolutionistisch erklärbar sein muss, stellt eine explanative Metaebene zur Ebene des historisch Kontingenten (und daher Divergenten) dar. Zumindest nach dem gegenwärtigen Erkenntnisstand ist es aber unmöglich, die Kontingenz des diachronischen Wandels deterministisch aus den Gegebenheiten der universalen Ebene abzuleiten. Die Universalien *bestimmen* nicht, nach dem Modell eines einfachen Kausalitätsbegriffs, die Partikularien, vielmehr *begrenzen* sie deren Möglichkeiten. Die Entstehung einer konkreten sprachlichen Eigenschaft lässt sich nicht absolut, sie lässt sich nur probabilistisch voraussagen. Universal vorgegeben ist das Wegnetz des Wandels, die ‚pathways‘ im Sinne von Hawkins, mit ihren Verzweigungen und Sackgassen; die Richtung, die der Wandel an einer gegebenen Kreuzung nimmt, kann nicht eindeutig prognostiziert werden.

Das Ganze erinnert in frappanter Weise an die Quantentheorie und den durch die Heisenberg'sche Unschärferelation ins Spiel gekommenen

Indeterminismus, der unser gegenwärtiges physikalisches Wissen von der Welt prägt. Die Frage, ob zwischen dem Indeterminismus/Probabilismus des subatomaren Bereichs und dem, was wir makroskopisch als historische Kontingenz erfahren, ein ontologischer Zusammenhang besteht, kann heute noch nicht beantwortet, wahrscheinlich noch nicht einmal sinnvoll gestellt werden. Per se ist sie wichtig genug, für die Humanwissenschaften ist sie fundamental. Vielleicht gelingt es der Sprachwissenschaft in den kommenden Jahren, ihre Klärung ein Stück weit voranzutreiben und so, einmal mehr, einen paradigmatischen Beitrag zu unserer Kenntnis von der Stellung des Menschen in der Welt zu leisten.

Bibliographie

- Antinucci, F. *Fondamenti di una teoria tipologica del linguaggio*. Bologna 1977.
- Badía Margarit, A. *Gramática catalana*, 2Bde. Madrid 1962.
- Baldinger, K. „Post- und Prädeterminierung im Französischen“. In: *Festschrift Walther von Wartburg zum 80. Geburtstag*. Tübingen 1968, Bd. 1: 87-106.
- Bechert, J. *Das Nominativ-Ergativ-Kontinuum und die pragmatische Fundierung grammatischer Kategorien* (L.A.U.T. A, 47). Trier 1977.
- Bickerton, D. *Roots of language*. Ann Arbor 1981.
- Bossong, G. „Typologie der Hypotaxe“. *Folia Linguistica* 13 (1979a), 33-54.
- Bossong, G. „Prolegomena zu einer syntaktischen Typologie der romanischen Sprachen“. In: M. Höfler, H. Vernay, L. Wolf (Hrsg.), *Festschrift Kurt Baldinger zum 60. Geburtstag*. Tübingen 1979b, Bd. 1, 54-68.
- Bossong, G. „Über einige Grundfragen der Sprachtypologie. Darstellung und Kritik von Antinucci 1977“. *Lingua* 49 (1979c), 71-98.
- Bossong, G. „Aktantenfunktionen im romanischen Verbalsystem“. *ZRPh* 96 (1980a), 1-22.
- Bossong, G. „Syntax und Semantik der Fundamentalrelation. Das Guaraní als Sprache des aktiven Typus“. *Lingua* 50 (1980b), 359-379.
- Bossong, G. „L’objet direct prépositionnel dans les langues romanes: contribution à une typologie des relations syntaxiques de base“. 16^e Congrès International de Linguistique et de Philologie Romanes. Palma de Mallorca. 1980c [Kongressakten nicht publiziert].
- Bossong, G. „Variabilité positionnelle et universaux pragmatiques“. *BSLP* 75 (1980d), 39-67.
- Bossong, G. „Séquence et visée. L’expression positionnelle du thème et du rhème en français parlé“. *Folia Linguistica* 15 (1981), 237-252.
- Bossong, G. „Actance ergative et transitivité. Le cas du système verbal de l’oubykh“. *Lingua* 56 (1982a), 201-234.
- Bossong, G. „Der präpositionale Akkusativ im Sardischen“. *Festschrift Johannes Hubschmid zum 65. Geburtstag*. Bern (1982b), 579-599.
- Bossong, G. „Markierung von Aktantenfunktionen im Guaraní. Zur Frage der differentiellen Objektmarkierung in nicht-akkusativischen Sprachen“. In: Plank (ed.) 1985: 1-29.
- Bossong, G. „Animacy and markedness in universal grammar“. *Glossologia* 2 (1983), 7-20.
- Bossong, G. „Diachronie und Pragmatik der spanischen Wortstellung“. *ZRPh* 100 (1984a), 92-111.
- Bossong, G. „Wortstellung, Satzperspektive und Textkonstruktion im Iberoromanischen, dargestellt am Beispiel eines Textes von Juan Rulfo“. *Iberoromania* 19 (1984b), 1-16.

- Bossong, G. *Empirische Universalienforschung. Differentielle Objektmarkierung in den neuiranischen Sprachen*. Tübingen 1985.
- Brettschneider G. & C. Lehmann (Hrsg.), *Wege zur Universalienforschung. Sprachwissenschaftliche Beiträge zum 60. Geburtstag von Hansjakob Seiler*. Tübingen 1980.
- Ciro Alegría. *Los perros hambrientos*. Santiago de Chile 1938 [zit. nach der Ausgabe mit frz. Übersetzung von H. Bonneville, Paris 1974.]
- Comrie, B. „Definite and animate direct objects: A natural class“. *Linguistica Silesiana* 3 (1979), 13-21.
- Comrie, B. „Morphology and word order reconstruction: Problems and prospects“. In: J. Fisiak (Hrsg.), *Historical Morphology* (Trends in Linguistics. Studies and Monographs 17). The Hague – Paris 1980, 83-96.
- Comrie, B. *Language universals and linguistic typology. Syntax and morphology*. Oxford 1981.
- Delille, K.H. *Die geschichtliche Entwicklung des präpositionalen Akkusativs im Portugiesischen*. Bonn 1970.
- Escobar, A. „‘Onde’, ‘donde’ con valor flexivo de acusativo personal“. *Sphinx* (Anuario del Instituto de Filología de Lima) 13 (1960), 94-99.
- Fleischmann, S. *The future in thought and language. Diachronic evidence from Romance*. Cambridge 1982.
- Garde, P. „Ordre linéaire et dépendance syntaxique: contribution à une typologie“. *BSLP* 72 (1977), 1-26.
- Gauger, H.-M. „Orígenes de la lingüística románica“. In: W. Hempel, D. Briesemeister (Hrsg.), *Actas del coloquio hispano-alemán Ramón Menéndez Pidal* (Madrid 1978). Tübingen 1982, 77-87.
- Geisler, H.J. *Studien zur typologischen Entwicklung (Lateinisch-Altfranzösisch-Neufranzösisch)*. München 1982.
- Givón, T. „Historical syntax and synchronic morphology: An archaeologist’s field trip“. *Papers from the 6th Regional Meeting, Chicago Linguistic Society*. Chicago 1971, 394-415.
- Givón, T. *On understanding grammar*. New York 1979.
- Green, J.N. „How free is word order in Spanish?“ In: Harris (Hrsg.) 1976, 7-32.
- Greenberg, J. „Some universals of grammar with particular reference to the order of meaningful elements.“ In: J. Greenberg (Hrsg.), *Universals of language*. Cambridge/ Mass. 1963, 73-113.
- Greenberg, J. (Hrsg.) *Universals of human language* 4 Bd. Stanford 1978.
- Harris, M. (Hrsg.) *Romance syntax: Synchronic and diachronic perspectives*. Salford 1976.
- Harris, M. *The evolution of French syntax. A comparative approach*. London 1978.
- Hawkins, J. „Implicational universals as predictors of word order change“. *Language* 55 (1979), 618-648.

- Hawkins, J. „On implicational and distributional universals of word order“. *Journal of Linguistics* 16 (1980), 193-235.
- Heger, K. „Il la lui a donnée, à Jean, son père, sa moto – Neue Überlegungen zu einem alten Beispiel“. *Festschrift Johannes Hubschmid zum 65. Geburtstag*. Bern 1982, 53-66.
- Heger, K. „Akkusativische, ergativische und aktivische Bezeichnung von Aktantenfunktionen“. In: Plank (ed.) 1985: 109-129.
- Hetzron, R. „On word order and morpheme order“. In: Brettschneider/Lehmann 1980, 175-179.
- Humboldt, W.v. *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*. Berlin 1827-1829; Neudruck in *Schriften zur Sprachphilosophie*. Darmstadt 1972, 144-367.
- Hupka, W. „Zur Funktionalität der altfranzösischen Zweikasusflexion“. In: S. Heinz/ U. Wandruszka (Hrsg.), *Festschrift für Helmut Stimm zum 65. Geburtstag: Fakten und Theorien. Beiträge zur romanischen und allgemeinen Sprachwissenschaft*. Tübingen 1982, 95-110.
- Ineichen, G. *Allgemeine Sprachtypologie. Ansätze und Methoden*. Darmstadt 1979.
- Ineichen, G. „Zur Beurteilung der lateinischen *habeo*-Periphrasen“. In: Brettschneider/Lehmann 1980, 218-221.
- Ineichen, G. „Lateinische Futurperiphrasen und die romanische Klassifikation“. *Festschrift für Helmut Stimm zum 65. Geburtstag*. Tübingen 1982, 111-116.
- Isenberg, H. *Das direkte Objekt im Spanischen*. Berlin 1968.
- Keenan, E./ B. Comrie. „Noun phrase accessibility and universal grammar“. *Linguistic Inquiry* 8 (1977), 63-99.
- Keil, F. *Semantic and conceptual development*. Cambridge/Mass. 1979.
- Koerner, E.F.K. „Towards a historiography of linguistics. 19th and 20th Century paradigms“. In: H. Parret (Hrsg.), *History of linguistic thought and contemporary linguistics*. Berlin 1976, 685-718.
- Körner, K.-H. „‘Teilungsartikel’ im Französischen und ‘präpositionaler Akkusativ’ im Spanischen: komplementäre Lösungen des gleichen syntaktischen Problems“. In: M. Kohrt/ J. Lehnert (Hrsg.), *Sprache: Formen und Strukturen. Akten des 15. Linguistischen Kolloquiums (Münster 1980)*. Tübingen 1981, Bd. 1, 151-160.
- Kuhn, T.S. *The structure of scientific revolutions*. Chicago 1962.
- La Giglia, C. *Tutte le poesie edite. Prefazione di L. Sciascia*. Roma 1975 (edizione anastatica).
- Laroche, E. „Un ‘ergatif’ en indo-européen d’Asie Mineure“. *BSLP* 57 (1962) 23-43.
- Lazard, G. „Actance variations and categories of the object“. In: Plank (ed.), *Objects. Towards a theory of grammatical relations*. London 1984, 269-292.

- Lehmann, W. *Proto-Indo-European syntax*. Austin 1974.
- Lehmann, W. (Hrsg.), *Syntactic typology. Studies in the phenomenology of language*. Sussex 1978.
- Lenneberg, E. *Biologische Grundlagen der Sprache*. Frankfurt/Main 1972.
- Lüdtke, H. (Hrsg.), *Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels*. Berlin 1980.
- Lüdtke, H. „Sprachwandel als universales Phänomen“. In: Lüdtke (Hrsg.) 1980, 1-19.
- Lüdtke, H. *Auf dem Wege zu einer Theorie des Sprachwandels*. In: Lüdtke (Hrsg.) 1980, 182-252.
- Mayerthaler, W. *Morphologische Natürlichkeit*. Wiesbaden 1981.
- Meier, H. „Sobre as origens do acusativo preposicional nas línguas románicas“. *Ensaio de filologia románica*. Lisboa 1948, 115-164.
- Millardet, G. *Linguistique et dialectologie romanes. Problèmes et méthodes*. Montpellier-Paris 1923.
- Moravcsik, E. „On the case marking of objects“. In: Greenberg (Hrsg.) 1978, Bd. 4, 249-290.
- Müller, B. „Das morphemmarkierte Satzobjekt der romanischen Sprachen (der sogenannte präpositionale Akkusativ)“. *ZRPh* 87 (1971), 475-519.
- Niculescu, A. „Sur l’objet direct prépositionnel dans les langues romanes“. *Recueil d’études romanes*. Bucarest 1959, 167-185.
- Oesterreicher, W. „Paradigma und Paradigmawechsel - Thomas S. Kuhn und die Linguistik“. *OBST* 3 (1977), 241-284.
- Plank, F. „The functional basis of case systems and declension classes: from Latin to Old French“. *Linguistics* 17 (1979), 611-641.
- Ramat, P. (Hrsg.) *La tipologia linguistica*. Bologna 1976.
- Reichenkron, G. „Das präpositionale Akkusativ-Objekt im ältesten Spanisch“. *RF* 63 (1951), 342-397.
- Repina, T.A. *Analitizm romanskogo imeni (sklonenije suščestvitel’nyx na zapade i vostoke Romanii)*. Leningrad 1974.
- Risch, E. „Betrachtungen zur indogermanischen Nominalflexion“. In: Brettschneider/Lehmann (Hrsg.) 1980, 259-267.
- Roegiest, E. „A propos de l’accusatif prépositionnel dans quelques langues romanes“. *VR* 38 (1979) S. 37-54.
- Rohlf, G. *Grammatica storica della lingua italiana e dei suoi dialetti*, Bd. 3: *Sintassi e formazione delle parole*. Torino 1969.
- Rohlf, G. „Autour de l’accusatif prépositionnel dans les langues romanes (concordances et discordances)“. *RLiR* 35 (1971) 312-334.
- Sasse, H.-J. „Ein Subjektkasus im Agaw“. *Folia Orientalia* 15 (1974) 55-67.
- Sasse, H.-J. „Die kuschitischen Sprachen“. In: B. Heine, T.C. Schadeberg, E. Wolff (Hrsg.), *Die Sprachen Afrikas*. Hamburg 1981, 187-216.

- Seiler, H. „Determination: A functional dimension for interlanguage comparison“. In: H. Seiler (Hrsg.), *Language universals*. Tübingen 1978, 301-328.
- Seiler, H. *Possession as an operational dimension of language* (AKUP 42). Köln 1981.
- Silverstein, M. „Hierarchy of features and ergativity“. In: R. Dixon (Hrsg.), *Grammatical categories in Australian languages*. Canberra 1976, 112-171.
- Skalička, V. „Ein «typologisches Konstrukt»“. *Travaux linguistiques de Prague* 2 (1966) 157-164.
- Tchekhoff, C. „Le double cas-sujet des inanimés: un archaïsme de la syntaxe hittite?“ *BSLP* 73 (1978) 225-241.
- Tchekhoff, C. „Opposition animé ~ inanimé et construction du verbe“. In: C. Paris (Hrsg.), *Relations prédicat - actant(s) dans des langues de types divers* Bd. 2. Paris 1979, 187-204.
- Tesnière, L. *Eléments de syntaxe structurale*. Paris 1959.
- Thom, R. „La double dimension de la grammaire universelle“. In: H. Seiler (Hrsg.), *Language Universals*. Tübingen 1978, 79-88.
- Trullemans, U. „Sur le complément d'objet direct prépositionnel en portugais contemporain“ *RRo*. 8 (1973), 314-327.
- Ulrich, M.-M. *Studien zur Satzkonstituenten-Serialisierung und Informationsstruktur des Rumänischen unter besonderer Berücksichtigung der nominalen und pronominalen Subjektinversion*. Diss. München 1981.
- Vennemann, T. „Explanation in Syntax“. In: J. Kimball (Hrsg.), *Syntax and Semantics II*, New York 1973, 1-50.
- Vennemann, T. „Isolation - Agglutination - Flexion? Zur Stimmigkeit typologischer Parameter“. In: *Festschrift für Helmut Stimm zum 65. Geburtstag*. Tübingen 1982, 327-334.
- Wandruszka, U. „Post- oder Prädetermination in den romanischen Sprachen?“ *RJb*. 31 (1980) 56-72.
- Wandruszka, U. *Studien zur italienischen Wortstellung. Wortstellung - Semantik - Informationsstruktur* Tübingen 1982.
- Wehr, B. *Diskursstrategien im Romanischen. Ein Beitrag zur romanischen Syntax*. Diss. München 1981.
- Weil, H. *De l'ordre des mots dans les langues anciennes comparées aux langues modernes. Question de grammaire générale*. Paris 1844.
- Zograf, G. A. *Morfologičeskij stroj novyx indoarijskix jazykov (opyt strukturno-tipologičeskogo analiza)*. Moskva 1976.

**Anhang: Typologische Charakteristika
ausgewählter Sprachen mit DOM**

	Inhärenz	Referenz	Beides	Nomen	Verb	Beides	Präfix	Suffix	Beides	Acc'	Dat	Sonstiges
Spanisch			+			+	+				+	
Rumänisch			+			+	+					+
Russisch	+			+				+				+
Armenisch (kl.)		+		+			+					+
Jaghnoibi		+		+				+				+
Persisch (kl.)		+		+				+	+		+	
Persisch (md.)		+		+				+		+		
Sarykoli		+		+			+			+		
Gulbahâri (Pashai)		+		+			+				+	
Hindu-Urdu			+	+				+			+	
Hebräisch		+		+			+			+		
Iraqi (Arabisch)		+				+			+		+	
Maltesisch (Arabisch)		+		+			+				+	
Amharisch		+				+		+		+		
Kemant		+		+				+		+		
Ungarisch		+			+			+		+		
Tavda (Wogulisch)		+				+		+		+		
Mordvinisch		+				+		+				+
Türkisch		+		+				+		+		
Mandschu		+		+			+				+	
Tamil		+		+				+		+		
Gurung		+		+				+			+	
Mikir			+	+				+			+	
Mandarin		+					+			+		
Sora	+			+				+			+	
Swaheli			+		+		+				+	
Woleai			+		+			+		+		
Palau			+			+			+	+		
Luisseño	+			+				+		+		
Guaraní			+	+				+			+	

[Acc': das Grammem hat ausschliesslich die Funktion Acc']

Dat: das Grammem hat die Funktionen Acc', Dat (und evtl. weitere);

Sonstige: das Grammem hat die Funktionen Acc' und weitere, unter Ausschluss von Dat.]

